

und Saufleck aus Zamlekov, Schiessglock aus Trískolupy, Schnäpautzen aus Snopoušov u. s. w.

Nur zwei Beispiele noch möchte ich anführen, die zugleich topographische Merkzeichen für das alte „Vanitas, vanitatum vanitas“, für den Lehrsatz der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit, die oft in ihr gerades Widerspiel verkehrt wird, abgeben. In Steiermark hatte ein reicher Mann ein Jagdschloss gebaut und demselben den französischen Namen Hôtel de Chasse gegeben. Die Nachfolger im Besitze theilten nicht die Vorliebe ihres Vorfahren für diesen Aufenthalt, das aristokratische Jagdschloss verfiel und musste sich in eine plebejische Herberge umwandeln lassen: aber noch mehr als das Gebäude verfiel dessen Name und aus der eleganten französischen Benennung entstand durch eine der süddeutschen Mundart eigenthümliche Verkehrung der Kürzung in eine Dehnung eine dem Wirthshause als Vorsilbe beigegebene Bezeichnung von nichts weniger als salonfähigem Parfüm. Aehnlich erging es mit einem Schlosse in dem böhmisch-sächsischen Erzgebirge, dessen prachtliebender Besitzer ihm den Titel *Laudis pallatium*, Schloss des Ruhmes gegeben hatte. Der Besitzer ist längst gestorben, das Schloss verfallen und aus der prunkenden Benennung *Laudis pallatium* wurde im Laufe der Zeit und im Munde des der lateinischen Sprache unkundigen Volkes *Lausepelz*. Welcher Etymologe, der von der Geschichte dieses Ausdruckes nichts weiss, wird aus solcher Verzerrung auf die wahre Gestalt der ursprünglichen topographischen Bezeichnung kommen?

### III.

## Wanderungen auf dem Glocknergebiete.

Von Dr. Anton v. Ruthner.

(*Neue Folge.*)

#### I. Aus dem Tauernhause Ferleiten auf den Kloben.

Wir befinden uns an klassischer Stelle, auf dem höheren Thalboden von Fusch im Tauernhause Ferleiten.

Nicht auf geschichtlichen Daten beruht die Klassicität des Ortes. Wohl reicht das Goldgebiet der Tauern herein in das Fuscherthal, in dessen Seitenthale des Hirzbachs man noch heute, wenn auch nicht mehr mit dem alten Bergsegen, nach dem gefährlichen Metalle wühlt. Nun haben aber die Römer das Gold der Taurischer gekannt und gewürdigt und sicher hat es da an Zusammenstössen zwischen den Urbewohnern und den Weltbeherrschern zur Zeit, als sich diese der Bergwerke bemächtigten, nicht gefehlt. Allein von kleinen Balgereien nimmt die Geschichte keine Notiz und von grossen Kämpfen in dieser Gegend weiss nicht einmal, wie diess bei der blutigen Alpe im Bundschuhthale in Lungau der Fall ist, die leichtgläubige Sage zu erzählen. Auch der späteren Geschichte ist das Fuscherthal ein unbekannter Name. Dafür sind ihm alle Naturschönheiten so verschwenderisch zugefallen, dass die

Fusch ein wahrhaft klassischer Boden für den Naturfreund und Maler genannt werden muss.

Von Jahr zu Jahr nimmt der Besuch des Thales zu und übersteigt eine grössere Zahl von Fremden auf der Wanderung nach Heiligenblut, dem Mekka der Touristen, der Bergsteiger und Botaniker, aus seinem Hintergrunde den Fuschertauern und die Pfandscharte. Dadurch ist eine weitläufige Schilderung des Gebietes, in dem sich diese Skizzen zunächst bewegen, überflüssig, und es genügt vollkommen, die Hauptumrisse desselben dem Leser vorzuführen.

Dem oberen Fuscherthale gab die Mutter Natur nicht bloss üppige Matten und reichen Baumwuchs auf den Abhängen und in der Niederung, nicht bloss prachtvolle Gletscher, welche in zahllosen Wasserfällen ihren Abfluss zu Thal senden, und kühngeformte Bergspitzen, und zwar alles dies in trefflicher Zusammenstellung, sondern sie gab ihm auch dasjenige, worin sonst das österreichische Gebirge gegenüber der Schweiz zum grössten Nachtheile für seine Würdigung in weiten Kreisen stiefmütterlich bedacht wurde — einen Standpunkt, diese Herrlichkeiten zu beobachten, und dieser Standpunkt ist eben der weite Thalboden von Ferleiten.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem das Gerippe des Thales. Seine Südwand bildet der Hauptkamm der Tauern, die Westseite nimmt der Kapruner Fuscher Scheiderücken ein, die östliche jener Bergzug, welcher sich zwischen dem eigentlichen Fuschberthale, dem Weichselbachthale, das als Längenthal in das Querthal Fusch von Osten herabsteigt, und dem Seidelwinkel, dem südwestlichen Thalaste von Rauris, aufbaut. Am Fusse dieses letzteren Bergzuges geht der Weg auf den Heiligenbluter Tauern in Schlangenwindungen in der südöstlichen Ecke des Thales hinan. Die ausgezeichneten Bergformen haben wir jedoch nur im südlichen und im westlichen Höhenzuge zu suchen.

Folgen wir zuerst dem südlichen, so fesselt unsere Aufmerksamkeit dort, wo er an der südwestlichen Ecke des Thales in seine Umgrenzung eintritt, das breite Gletscherhaupt des Fuscherkarkopfes, der höchsten Spitze aus dem Tauern-Hauptkamme. An ihn reiht sich östlich das nach Osten geneigte feine Horn des etwas niedrigeren Siniweleckes, auf dieses folgt im Zuge gegen Osten zu oberst mit Felsgräten wiederholt sich hebend und senkend der Gamskarkopf, der einzige nicht begletscherte Berg aus dem südlichen Zuge. Auf seiner Ostseite entsendet er einen schmalen Grat in nördlicher Richtung, der steil abfallend zuletzt auf dem hintersten Thalboden endigt. Dieser Grat stürzt von der obersten Höhe an bis herab zur Tiefe des Thales in mächtigen Wänden ostwärts ab. Da nebenan auch die zunächst östlich folgenden Hochspitzen auf ihrer Westseite von der höchsten Kammlinie bis in die Thaltiefe in hohen Wänden abbrechen, so ist dadurch im Hauptzuge eine Schlucht gebildet, welche in der ganzen Erhebung des südlichen Zuges offen vor uns daliegt. Das runde Berghaupt, das über ihr zuoberst rechts sich scheinbar an den Gamskarkopf anlehnt, in Wirklichkeit ist es durch die obere Pfandscharte von ihm getrennt, ist der Bären- oder Pfandschartenkopf, der Gletscher, dessen weisse Fläche an der linken Seite dieses Berges als der tiefste Einschnitt im südlichen Höhenzuge unmittelbar mit dem Blau des Firmamentes zusammenstösst, dann wie eine Zunge unter ihm tief in die Schlucht herabhängt, das Pfandschartenkees, der Bach endlich, dessen

weisse Schaumlinie im untersten Theile der Schlucht sich so hübsch vom Grün der Wiesen abhebt, der Pfandschartenbach. Unsere Schlucht endet auf einer Kammhöhe von 8400 W. F. mit der eigentlichen Pfandscharte, und über diesen in neuerer Zeit von Fremden vielbetretenen Pass gelangt man unmittelbar zum Pasterzengletscher.

Wir haben bemerkt, dass die Wände auf der Ostseite der Pfandschartenschlucht steil aufsteigen. Höher oben gehören sie dem Spielmann an, dessen schmucke Pyramide als erste Erhebung im Hauptrücken östlich von der Pfandscharte emporragt, weiter unten aber dem Kloben.

Aus der Tiefe des Thales gesehen, überrascht der letztere Berg durch seinen eigenthümlichen Bau. Wir erblicken seinen Doppelgipfel als östlichen etwas nach vorwärts gegen das Fuscherthal stehenden Nachbarn des Spielmanns. Von dem westlichen Gipfel weg zieht sich als oberste Kante des Berges unterhalb der zurückstehenden Spitze des Spielmanns ein langer Rücken nach Westen bis zu dem Punkte, wo der Abfall in steilen Wänden gleichfalls westwärts in die Schlucht der Pfandscharte erfolgt.

Von demselben Punkte zweigt aber auch hier wie jenseits der Schlucht vom Gamskarkopf ein scharfer Grat nordwärts und endet erst im südöstlichen Hintergrunde des Fuscherthales. Der in diesem Rahmen liegende nach Norden geneigte Körper des Kloben besteht jedoch aus zwei verschiedenen Theilen. Denn während auf der Ostseite unterhalb der Spitze ein gewaltiger Gletscher lagert, ist der westliche felsige Theil auffallend wannenförmig zwischen den Wänden, welche den östlichen Gletscher zu tragen scheinen, und dem nordwärts laufenden Grat, der, wie erwähnt, seine Wände westlich in die Pfandschartenschlucht hinabsenkt, eingeschnitten. Das dergestalt gebildete mächtige Kar endigt steil geneigt erst an den Wänden, welche in den obersten Mulden des südöstlichen Winkels des Fuscherthales wurzeln.

Der letzte aus dem Fuscherthale, insbesondere am Eingange in dasselbe, gegen Osten sichtbare Berg aus dem Hauptkamme der Tauern ist der Brennkogel. Auch er hat wie der Kloben seine Spitze auf der linken Seite und verlängert sich nach steilem Abfalle seines Hornes noch nach rechts.

Sowohl von der östlichen Spitze als an dem nordwestlichen Endpunkte des Kammes senkt sich je ein Grat steil abwärts nach Norden, als die Grenzen des zwischen der Spitze und ihnen eingebetteten Gletscherfeldes.

Allein alle diese Gletscherpracht, alle diese kühnen Berggestalten verschwinden gegen die Wunder des Fuscher Kaprunerrückens. Ueber dem tiefen Einschnitte an der Nordwestecke des Fuscherkarkopfes lagert unter einem rechten Winkel mit dem Hauptkamme der nach seiner mehr breiten als hohen Form richtig benannte Felsenkopf des Breitkopfes.

Die vom Fuscherkarkopf und Siniweleck bei der Steilheit dieser Bahn in zahllosen Krystallpyramiden nordwärts herabsteigenden Gletscher vereinigen sich mit dem von der Nordseite des Breitkopfes gegen Südost herabströmenden Bockkarkeese, und der gewaltige Eisstrom fällt nun von Stufe zu Stufe in prächtigem Absturze gegen das Thal herab, bis er an den höchsten Felsenwänden des in der südwestlichen Ecke des Fuscherthales eingeschnittenen Käferthales angelangt innehält. Fortan poltern aber wenigstens einige Eistrümmen und häufig donnern auch Lawinen frisch gefallenen Schnee's über die schief geneigte Bahn bis in den obersten Grund des Käferthales, und in ihn stürzen nach der Stärke der Abschmelzung des Eises auf den Keesen beständig zehn bis vierzehn Wasserfälle über die Felsenwände hinab. Auf der Nordseite steigt die phantastisch geformte hohe Dock mit ihrer abge-

platteten Kuppe im Hintergrunde über dem Käferthale auf, während dasselbe mehr nach vorne gegen die Ausmündung zu von unbedeutenderen Höhen wie der Pyramide des Remsköpfels nördlich begrenzt wird. Die Vereinigung der Gletscherabstürze über dem Käferthale sammt diesem und den Hochspitzen darüber begreift man gewöhnlich unter der Bezeichnung „das Fuschereiskar“. Doch wird sie bisweilen auch für den ganzen Gletscherkranz des Fuscherthales vom Brennkogel bis zum hohen Tenn gebraucht.

Noch sind aber die Herrlichkeiten des Kapruner Fuscher Scheiderückens nicht zu Ende. Die Kapitalstücke folgen erst jetzt.

An der Nordseite der hohen Dock im Zwischenraume zwischen ihr und den Wänden der nächsten nördlichen Hochspitze, des Bratschenkopfes blickt in bedeutender Höhe das wild sich thürmende Gewürfel des mächtigen Gletschers Hochgruber zu Thal. Ueber ihn schaut an manchen Stellen im Fuscherthale das Geheimniss des Glocknergebietes, die tief beeiste bei 11.000 Fuss hohe Pyramide des hohen Bärenkopfes als Zierde des Bildes in dasselbe herein.

Obgleich durch seine Höhe zur Selbstständigkeit geschaffen, bildet der schon genannte Bratschenkopf doch nur einen Theil eines Gewaltigeren, als er selbst ist, nämlich die südliche Abtheilung des grossen Wiesbachhorns.

Nach Norden über eine mit einem Gletscher ausgefüllte hohe Einsattlung blickend, sehen wir jetzt auch schon den Bergriesen selbst sein gedrungenes nach links geneigtes Horn, dessen Theilung in zwei Spitzen nur ein scharfes Auge zu erkennen vermag, trotzig in die Lüfte erheben. Es bricht gegen Norden zu oberst steil ab, senkt sich jedoch bald sanfter auf den Kamm, hinter welchem das kleine Wiesbachhorn seine südwärts geneigten Zackenspitzen aufbaut. Noch folgt im Zuge nach Norden als Schlussstein des Gletscher-Amphitheaters der hohe Tenn. Da er jedoch von Ferleiten nicht mehr sichtbar ist, so schenken wir jene Augenblicke, welche uns noch zur Betrachtung des Kapruner Scheiderückens gegönnt sind, dem Wiesbachhorn.

So vollkommen in ihrer ganzen Erhebung wie es, ist kaum eine andere der vorzüglichsten Gletscherspitzen in den österreichischen Alpen sichtbar. Es liegt mit seiner vom Thalwege an bis zur höchsten Spitze 7000 Fuss betragenden Steigung vor uns da.

Im tiefern Theile herrschen noch die Hochweiden vor, höher oben wechseln grüne Flecken mit den Felsen ab, bis auch sie von gewaltigen Wänden und dem Gletschereise verdrängt sind. Drei Gletscher fliessen ostwärts gegen das Fuscherthal. Der südlichste davon ist die Teufelsmühle, welche den hohen Raum zwischen dem Bratschenkopf und der Hauptspitze einnimmt und deren Abbruch mit blauer Eiswand an den Felswänden zum vorzüglichsten Schmuck des Bildes dient; in der Mitte hängt das Pockeneikees tief in das Thal herab, nördlich fließt das Sandbodenkees unterhalb des kleinen Wiesbachhorns, in östlicher Richtung gegen das Thal, wird jedoch dadurch, dass sich hier ein Rücken in östlicher Richtung loslöst, der bald in der Pyramide des Sandbodenkopfes über der Fögalalpe endet, zu einer Wendung gegen Südosten gezwungen, welche es in seinem mächtigen Absturze einhält, bis es in geringer Entfernung vom Pockeneikeese endigt.

Allein nicht allerorten im Thale sind alle diese Prachtscenen dem staunenden Beschauer zugleich geboten, und insbesondere am Tauernhause verhindert ein niedriger Rücken, das unterste Fussgestelle des Wiesbachhorns, die Aussicht auf den Kapruner Fuscherrücken, und die Höhen

der östlichen Thalwand machen den Anblick des Brennkogels unmöglich, und dennoch ist auch hier das Bild, das der Südrand mit den östlichen Vorbergen und dem grünen Thalboden gewährt, ein entzückend schönes.

Als ich im Jahre 1859 auf dem Wege nach Heiligenblut im Tauernhause Ferleiten eintraf, hatte ich den Tauern bereits fünfmal, die Pfandscharte zweimal überschritten und war ausserdem noch auf dem ungewöhnlichen Wege über das Bockkarkees auf die Pasterze gewandert. Es war daher eben so begreiflich, dass ich keine Lust hatte den Weg über die gewöhnlich benützten Pässe einzuschlagen, als es seine Schwierigkeiten hatte einen neuen Uebergangspunkt nach Kärnthen zu finden.

Eine Berathung mit meinem vielbewährten Führer auf dem Glocknergebiete Joseph Schweighofer, der mit anderen Grössen das Schicksal theilt, dass über seinem für die Oeffentlichkeit angenommenen Namen — als Führer kennt man ihn nur unter dem Namen Rödeler — sein Tauf- und Zuname in Vergessenheit gerathen, lieferte das Resultat, dass wir über den Kloben auf den Brennkogel und von da durch das Gutthal nach Heiligenblut gehen sollten. Ausser der Neuheit des Weges hatte diese Bergreise für mich noch ein mehrfaches Interesse. Die Ersteigung zweier Hochspitzen in dieser Gegend ergänzte meine Kenntniss des Glocknergebietes, ich lernte das verlassene Bergwerk auf dem Kloben kennen, das erst die Hitze des Jahres 1857 wieder vom Eise blosgelegt hatte, nachdem bis dahin nicht einmal die frühere Existenz dieses Baues in den benachbarten Thälern bekannt gewesen war; endlich kam ich wieder auf den Brennkogel, dessen in neuester Zeit zu immer grösserem Rufe gelangende Fernsicht ich schon im Jahre 1836 genossen, jedoch seitdem so ziemlich aus der Erinnerung verloren hatte.

Zum Verständnisse des Lesers wollen wir aber, ehe wir die Bergreise wirklich antreten, noch einen Blick auf das Gebiet im Süden der Tauern in ihrem Zuge vom Fuscherkarkopf bis zum Brennkogel und ihrer Ausäutungen werfen. Dort liegt das oberste Möllthal und der untere und mittlere Boden des Pasterzengletschers. Der westliche Eckpfeiler des Hauptkammes der Tauern, so weit dieser in seinem Zuge über dem Fuscherthale auf unsere Skizze Bezug hat, der Fuscherkarkopf, erhebt sich so ziemlich nördlich von der Johanneshütte auf der Pasterze. Heiligenblut dagegen liegt südsüdöstlich vom Brennkogel, an dessen Ostwänden der Tauernweg mit einer geringen östlichen Ausbiegung vom nördlichen Fuscherthörl zum südlichen Hochthor hinzieht. Die gerade Linie gegen Süden vom Brennkogel endlich nimmt das Gutthal ein, das ist jene Schlucht, welche nördlich am Brennkogel und Spielmann entspringt, dann westlich von dem Zuge vom Spielmann über die Racherin zum Kaserockkopf und seiner südlichen Verlängerung, östlich aber von dem vom Brennkogel über den Gratzen südlich streichenden Kamme begrenzt gegen Süden zieht, bis sie in das oberste Möllthal ausmündet.

Auf dem Wege von Heiligenblut auf die Pasterze überschreitet man, schon an das linke Ufer der Möll gelangt, bei den malerischen Häusern, oberhalb derer der Weg zum niedrigen Sattel eine steilere Steigung nimmt, einen von Norden aus einer Schlucht herausbrausenden mächtigen Bach, und dies ist der Bach und die Schlucht des Gutthales, durch das wir diesmal aus dem Salzburgischen nach Heiligenblut wandern werden.

Meine Verabredung mit Rödeler ging dahin, dass er, sobald es schönes Wetter zu werden verspreche, nicht mit Fremden über den Tauern

gehen, sondern mich in Ferleiten erwarten solle, wohin ich sicher gegen Abend aus dem Fuscherbade kommen würde. Als sich der 24. August schön anliess, traf ich daher Abends, gerüstet zu einer grösseren Alpenreise, in Ferleiten ein. Allein Sepp, dem eine tief berechnende Weisheit nicht abgesprochen werden kann, hatte sich, als ihm am Vorabende die Versuchung einer Führung über den Tauern nahe getreten war, wahrscheinlich gedacht, dass ich doch auf ihn warten müsse, weil er allein den beabsichtigten Weg kenne, und dass zwei Fremdenführungen einträglicher seien als eine, und war trotz aller Anzeichen des schönen Wetters am Morgen mit Reisenden über den Tauern nach Heiligenblut gegangen. Noch blieb die Möglichkeit übrig, dass er in der Nacht nach Hause komme, und so ging ich in ganz guter Laune zu Bette. Als aber der nächste Morgen schön wie kaum ein zweiter in den letzten Wochen und Rödeler nicht zurückgekehrt war, ärgerte ich mich weidlich über den alten Tauernläufer.

Ich wollte das herrliche Wetter nicht unbenützt lassen, und da ich mit Kennern unserer Gletscher wiederholt besprochen hatte, dass die Keese des Wiesbachhorns zu den am tiefsten herabreichenden Gletschern in den österreichischen Alpen gehören dürften, so machte ich mich mit dem Barometer auf, um bis zum Ende des Pockeneikeeses hinauzusteigen und seine Höhe zu messen. Der Weg führte mich über die Fögalalpe und über jene Grasmulden, über welche ich auch nach der Ersteigung des Wiesbachhorns den Rückweg nach dem Tauernhause genommen hatte. Ich musste so manche Mulde durch- und überschreiten bis ich an den Felsentrümmern der Randmoräne und bald darauf an der 6 bis 8 Klafter hohen in der Mitte geschründeten und nach vorne geneigten Eiswand angelangt war, mit welcher das Kees auf seiner Nordostseite endigt. Ich fand hier die Seehöhe mit 5494 W. F., mehr südlich, dort wo der Gletscher flach endet und sein mächtigster Wasserabfluss zwischen Felsen zur Tiefe schiesst mit 5531 W. F. Wenn auch tief herabreichend, ist darnach selbst dieses am weitesten zu Thal steigende Kees des Wiesbachhorns nicht unter die tiefsten Gletscher unseres Gebirges zu rechnen, und der Irrthum, dass man vom Thalwege in ganz kurzer Zeit das sichtbare Gletscherende zu erreichen meint, erklärt sich eben theils durch den Umstand, dass viele der zu übersteigenden Mulden durch andere gedeckt sind, theils durch die optische Täuschung, der zu Folge in der reinen Luft des Hochgebirges die Objecte durchaus näher erscheinen als sie wirklich sind.

Mit einigem Aufenthalte in der Fögalalpe wurde es Mittag bis ich wieder in das Tauernhaus zurückkam. Rödeler war inzwischen heimgekehrt, jedoch zu spät für mich, um heute noch etwas Grösseres unternehmen zu können. Nachmittags ging ich dann gegen den Hintergrund des Thales, der auch hier das Nassfeld heisst, bis zu jener Stelle auf dem Thalwege, von welcher man den schönsten Anblick des Wiesbachhorns hat. Sie befindet sich jenseits des malerischen Fögalwaldes über der Brücke über den vom Wiesbachhorn herabpolternden Wiesbach, dort, wo der Tauernweg vom Thalwege ablenkt, um zuerst über den Thalbach, dann die östlichen Abhänge hinanzuziehen. Der Rücken, welcher als östliche Vorlage des Wiesbachhorns weiter aussen den Anblick desselben hinderte, ist am Sandboden plötzlich abgebrochen, und nun steigt der nahe kolossale Berg in allen seinen Theilen uns erschlossen in überraschender Grossartigkeit vor uns auf.

Ich kehrte erst spät in das Tauernhaus zurück und musste mir sagen, dass ich den Tag angenehm, wenn auch ohne einen namhaften

Erfolg, verlebt hatte. Auch der Abend sollte mir jedoch heute noch auf die erfreulichste Weise verkürzt werden.

Ich sass in dem kleinen Anbau an die Stube des Tauernhauses, als ich durch die Ankunft eines alten Bekannten aus Wien überrascht wurde, der an diesem Tage von Heiligenblut aus den Brennkogel erstiegen hatte und jetzt über den Tauern hierhergekommen war.

Wir plauderten noch lange über dies und jenes, bis endlich dem Tauernwanderer die Augen allmählig zufielen und wir schieden.

Zum Glück für Rödeler war der Morgen des 26. August nicht minder reizend als jener seines Vormannes im Kalender.

Wir brachen um 5 Uhr auf. Man muss das Schauspiel des an den Firnsitzen im Fuscherthale anschlagenden ersten rosigen Morgenlichtes und seines allmählichen Ueberganges in den vollen Sonnenschein erlebt haben, um zu begreifen, wie es mich auch heute wieder entzückte. Es stieg sich in der Morgenkühle köstlich hinan bis zur Traunalpe, welche wir in fünf Viertelstunden erreichten. Für den Maler gruppirt sich das Käferthal, dessen Sole in ihrem steilen Ansteigen erst mit Matten, dann mit Gerölle offen da liegt, mit den darüber aufragenden Gletscherabbrüchen und Firnsitzen, das Fuschereiskar im engeren Sinne, am günstigsten auf dem Wege etwa eine starke Viertelstunde unterhalb der Alpe, indem hier die vorspringenden Wände des Gamskarkopfes seine linke Seite noch nicht wie an der Traunalpe überschneiden. Aber immer ist der Anblick des Thalschlusses auch hier an der Alpe noch prächtig. Und wenn dem Maler nicht gestattet ist, das Käferthal und das Wiesbachhorn in einem Bilde zu vereinigen, weil es zu ausgedehnt werden würde, so fliegt dafür das Auge des Naturfreundes desto ungehemmter von den Prachtgestalten des Fuscherkarkopfes und Siniwelecks zu jenen der hohen Dock und des Wiesbachhorns, von den wundervollen Abbrüchen blauen Eises im Käferthale zu der Gletscherwand der Teufelmühle, des Pockenei- und Sandbodenkeeses.

Für mich hatte vollends alles den doppelten Reiz der Erinnerung. Hier konnte ich den Weg verfolgen, den ich über die Wände des Wiesbachhorns genommen, dort gab mir die scheinbare Unmöglichkeit an der hohen Dock vorbei auf das Bockkarkees zu gelangen Veranlassung, die Rinne in den Wänden dieses Berges, den sogenannten hohen Gang, mit dem Fernrohr aufzusuchen, in welcher Rödeler und ich und vor uns schon so mancher Schütze dies und zwar sogar ohne grosse Gefahr bewerkstelligt hatten.

Rasch verfloss die Zeit mit Schauen und Plaudern mit den Sennen, die mich zum Theil schon von früher her kannten, und als ich noch die Barometermessung gemacht hatte, sah ich, dass wir schon eine volle halbe Stunde hier verweilten. Ich fand die Höhe der Traunalpe mit 4783 W. F. und glaube, da diese Alpe gewöhnlich das letzte Ziel der Besucher des Fuscherthales ist, auch noch zur Beruhigung aller steigunlustigen Reisenden veröffentlichen zu sollen, dass ich als Mittel zweier Messungen die Höhe des Tauernhauses mit 3498 W. F. erhalten habe. Denn aus dieser Notiz entnehmen sie, dass, wenn man ihnen in Ferleiten rath bis zur Traunalpe zu gehen, ihnen damit nur zugemuthet wird, 1285 Fuss und nicht höher aufwärts zu steigen.

Bald hinter der Traunalpe zieht in der südöstlichsten Ecke des Fuscherthales jener Winkel mit Grasmulden und Felsen aufwärts bis zu den Keesen des Brennkogels und Kloben, der dem Tauernwanderer als

Trauner-Futtererkar zur Rechten in der Tiefe liegen bleibt, und in welchem die eben genannten beiden Hochspitzen fussen.

Der Gletscherabfluss dieser Berge hat unmittelbar rückwärts vor der Alpe den Grund mit einer tiefen Furche durchschnitten und ist bei reichlicher Speisung aus den Keesen nicht ohne Mühe zu überschreiten, Ist letzteres geschehen, so beginnt sogleich das Aufwärtssteigen auf dem Pfandschartenwege.

Es geht von Stufe zu Stufe des steilen Wiesgrundes unterhalb der nordwestlichen Ecke des Untergestelles des Kloben. Hat man diese Ecke endlich überwunden und befindet man sich in der eigentlichen Schlucht zwischen dem Kloben und Gamskarkopf, so hat sich auch die Beschaffenheit des Weges bald wesentlich geändert. Statt auf Wiesboden steigen wir jetzt auf steinigem Pfade von einer steilen Erhebung zur andern oft im Zickzack auf. Die Herrlichkeiten des Fuschergebirges sind hinter den Wänden rechts und links verschwunden, nur gegen Norden blicken noch ferne Kalkriesen aus dem Berchtesgadener Gebirge zu dem einsamen Wanderer herüber.

Wir waren anderthalb Stunden rasch aufwärts gegangen und hatten schon eine bedeutende Höhe gewonnen, als Rödeler Halt machte und die Wände des Kloben auf der Ostseite der Schlucht genau in das Auge fasste, um einen Weg über sie auszuspähen. Denn über sie, welche hier die sogenannte schwarze Leitens bilden, mussten wir auf die Höhe des schon erwähnten Grates steigen, welcher von dem westlichen Ende des von Westen nach Osten gegen die Spitze des Kloben ziehenden obersten Kammes mit steilem Abfalle nach Westen in die Schlucht der Pfandscharte gegen Norden abbiegt.

Bald waren wir auf den Wänden. Anfangs ging es erträglich gut. Allein nachdem wir eine Weile aufwärts geklettert waren, wurde der Weg bedenklich. Die Felsen bestehen aus jenem Kalkglimmerschiefer, der im Pinzgau mit dem Ausdrucke Bratschen bezeichnet wird, und mir von der Ersteigung des Wiesbachhorns her gut bekannt war, indem die am gefährlichsten zu übersteigenden Klippen auch dieses Berges derselben Gesteinsart angehören.

Er bildet auf der schwarzen Leitens nicht mächtige Wände, vielmehr zahllose kleinere von mehreren Fuss Höhe. Da sich jedoch unmittelbar Wand über Wand in steiler Steigung mit einer Gesammterhebung von mehreren hundert, ja von tausend und mehr Fuss aufbaut, so würde ein Abstürzen hier nicht minder tödtlich sein als über die höchste Kalkgebirgswand.

Jetzt fehlte uns aber jeder sichere Tritt und wir standen in Mitte der Wände ohne zu wissen ob und wann es besser werde. Rödeler suchte sich einen Ueberblick zu verschaffen und hatte sein Augenmerk vorzüglich auf die schräge Richtung nach aussen gegen das Fuscherthal geworfen. Da jedoch der Grat im Laufe von Süden nach Norden stark geneigt ist, so hätte ich es vorgezogen, auf der sich über uns hoch aufbauenden Gesamtwand gerade aufzusteigen, um den Grat in grösserer Höhe zu erreichen und nicht durch die schräge Richtung gegen seinen tieferen nördlichen Theil genöthigt zu sein, später auf ihm oder auf seinem jenseitigen Abhange erst wieder emporklettern zu müssen.

Auch schien mir in meiner Richtung nicht mehr und nicht weniger Gefahr zu drohen, als in der bisher eingehaltenen und von Rödeler fortan

einzuhalten beabsichtigten. Allein mein Alter wollte von seiner Linie nicht abweichen. Bald folgten neue, höchst gefährliche Stellen, und ich kam eben auf meinen Vorschlag zurück, mehr gerade aufzusteigen, da zeigte mir Rödeler auf dem aus Erde und Schutt gemischten Boden die Spur eines Schafes, die ich, selbst wenn ich darauf geblickt hätte, nicht bemerkt haben würde, die er jedoch mit dem Verständnisse einer Rothhaut sogleich erkannt hatte, und fügte mit seinem unbesiegbaren Phlegma die Worte bei: „Da ist ein Schaffel gegangen und wo ein Schaffel geht, können wir auch gehen.“ Ohne gerade den Satz für unanfechtbar zu halten, folgte ich. Noch kamen einige unangenehme Stellen, doch schliesslich war ein kleiner Einschnitt in dem nahen Kämme für Rödeler ein Merkmal der glücklich getroffenen Richtung, und nach einer starken halben Stunde Kletterns betreten wir den Grat.

Im hohen Masse interessant ist das schon bei der Schilderung der Gestalt des Kloben, wie sie sich aus dem Fuscherthale darstellt, erwähnte weite Kar auf der Nordwestseite dieses Berges, das wir nun in seiner gewaltigen Ausdehnung überblickten. Unser Grat läuft im Halbrund mit steiler Steigung nach Süden und dann ostwärts als rückwärtiger Kamm gegen die Spitzen des Kloben zu, welche jedoch für unseren Standpunkt noch durch andere Erhebungen des Kammes gedeckt werden. Der ganzen Länge nach ziehen sich von ihm weite Geröllfelder zur Tiefe des Kares hinab, dessen Ende nach vorne gegen das Fuscherthal nicht sichtbar ist. Die entgegengesetzte Seite des wannenartigen Einschnittes wird dagegen in weit schärferer Erhebung von Felsen geformt, welche den etwas unterhalb der Spitzen des Kloben beginnenden und nordwärts herabfließenden Gletscher auf der Westseite stützen. Erst tief unten erleiden diese Felsen einen gewaltigen Druck und dadurch ist es dem Gletscher ermöglicht, in das Steinkar selbst hineinzutreten.

Der Marsch an der Lehne des Grates, über den wir in das weite Schuttgebiet gelangt waren, gegen den bis jetzt sichtbaren südöstlichen Höhenpunkt des Kammes kann durchaus nicht angenehm genannt werden. Trotz aller Vorliebe für die gerade Richtung sah ich doch bald ein, dass hier mit der Durchschnittslinie wenig gewonnen sei. Man wäre tief in den Geröllhalden hinabgestiegen, um jenseits eben so hoch in ihnen wieder hinaufzusteigen. Ich schritt daher allerdings noch in mehr gerader Linie als Rödeler, der zunächst der Höhe des Grates gehend sich so ziemlich alle Ausbiegungen desselben gefallen liess, doch gleichfalls in der Hauptsache dem Kamm folgend, vor.

Das Gestein wechselte auf die eigenthümlichste Weise, indem wiederholt zwischen den dunklen Schuttfeldern des Kalkglimmerschiefers und Thonglimmerschiefers weisse Geröllstreifen lichten Centralgneises scharf begrenzt vom Kämme an in die Tiefe hinablaufen. Manchmal, besonders gegen die Höhe des Grates zu, traf ich auf eine compactere Felsmasse mitten im Schuttmeere, die dann umgangen werden musste.

Als ich endlich an den hintersten bis nunzu sichtbaren Felsen im Hintergrunde des Kars angelangt war, an denen offenbar der Anstieg zur Spitze begann, wartete ich auf Rödeler, welcher noch nicht mit allen Krümmungen des Grates fertig war. Rasch erreichten wir dann über den Kamm, dessen Schiefergestein uns jeder besonderen Beschwerde und aller Gefahr entthob, die kleine und bald darauf auch die höhere östliche Spitze des Kloben, nachdem wir vom Grat über der schwarzen Leiten bis

auf sie sieben Viertelstunden zugebracht hatten. Der geringen Mühe folgten genussreiche Augenblicke.

Der Kloben hat zuoberst ein reizendes übergrüntes Plateau, auf welchem es sich köstlich lagern liess. Dazu keine Wolke am tiefblauen Firmament und ein prachtvolles Bergpanorama, aus dem heute nicht ein einziger Punkt vom neidischen Nebel eingehüllt war, und ich konnte wahrlich ganz zufrieden sein. Ich versparte mir die Notirung der Aussicht, bis ich auf die Spitze des Brennkogel's gelangt sein würde, und will dasselbe auch bei der Veröffentlichung thun. Dazu veranlasst mich die Thatsache, dass die beiden hart neben einander liegenden Berge beinahe dieselbe Fernsicht haben, ich nicht zweimal dasselbe niederschreiben, sondern lieber die Abweichungen in der Rundschau hier und dort bemerken will, wenn ich aber das Panorama nur einmal schildere, dies am zweckmässigsten beim Brennkogel geschieht, der viel besucht wird, wogegen den Kloben höchst selten der Fuss eines Reisenden betritt.

Dafür möge hier eine geographische Notiz ihren Platz finden.

Ich hatte schon, als ich auf die Höhe des rückwärtigen Kammes über dem grossen Steinkare gelangt war bemerkt, dass sich südlich vom Kloben zwischen ihm und der ihm südwestlich gegenüber liegenden Spitze des Spielmanns ein Kees, das hart unterhalb seiner Spitzen den Anfang nimmt, in einer Schlucht steil zur Pfandscharte hinabzieht. Röderer nannte die Schlucht das Nebelkar, und mir selbst war ihr Ausgang auf das Pfandschartenkees von früher her ganz gut im Gedächtnisse. Da nun die Grenze zwischen Salzburg und Kärnthen von dem höchsten Punkte auf der Pfandscharte zum Gipfel des Spielmanns hinansteigt, der die Spitzen des Kloben um einige hundert Fuss an Höhe übertrifft, und da selbst die Gletschererhebung, welche von der höchsten Spitze des Spielmanns ostwärts und zwar als Südostrand über dem Nebelkar zum Brennkogel hinzieht, höher als der Kloben, entgegen der durch das Nebelkar zwischen den Spitzen des Spielmanns und Kloben gebildete Einschnitt ein sehr tiefer ist, so halte ich es für richtiger die Grenze vom Spielmann unmittelbar nach der höchsten Linie des dazwischen lagernden Keeses hin auf den Prennkogel, als sie auf diesen Berg mit der Ausbiegung über den Kloben zu ziehen. Dadurch würde der Kloben allerdings aus der Reihe der Grenzberge ausgeschieden werden und ganz zu Salzburg gehören. Wirklich hat auch erst die Generalstabskarte von Kärnthen unseren Berg bestimmt in die Zahl der Grenzberge versetzt, während seine Eigenschaft als solcher auf der Salzburger Karte, auf welcher sein Name fehlt, zweifelhaft bleibt. In den Katastralmappen findet sich gleichfalls der Name Kloben unter den an der Grenze stehenden Bergen nicht vor, vielmehr erscheint auf ihnen als der nächste benannte Berg östlich nach dem Spielmann der Brennkogel; und doch würde der Kloben als bedeutende Spitze, hätten ihn diese Karten als hier liegend betrachtet, nicht leicht unbenannt haben bleiben können.

Als Mittel zweier Messungen, die ich auf dem Kloben gemacht habe, fand ich die höhere Spitze 9365 W. F. hoch.

So angenehm der Aufenthalt war, so gab ich doch nach einer Stunde das Zeichen zum Aufbruche. Erstlich war ich begierig den alten Bergbau zu sehen, dann blickte das nahe Horn des Brennkogels so geringschätzig auf uns herab, als wollte es sagen, ja auf den Kloben zu kommen ist

etwas Leichtes, aber versucht es nur mit mir, und ich wünschte bald auch diese stolze Höhe überwunden zu haben.

Als ich die ersten Schritte nach abwärts machte, geschah es mit den Worten: „Also jetzt zum Bergwerk“, worauf Rödeler kurz erwiderte: „Gleich werden wir dort sein.“

## II.

### Das zerstörte Goldbergwerk auf dem Kloben.

Es kam wie Rödeler gesagt hatte. In kaum einer Viertelstunde von der Spitze des Kloben standen wir, nachdem wir zuerst ein Stück gegen Südost hinabgestiegen, dann auf der Neigung des Berges gegen das Nebelkar östlich fortgeschritten waren, an dem zerstörten Bergbaue.

Schon aus dem Fuserthale erblickt man östlich von den Hauptspitzen des Kloben auf der Höhenkante dieses Berges eine Fels-Pyramide. Hart unter ihr auf der Südseite, und zwar in der obersten nordöstlichen Ecke des Nebelkares, dessen Gletscher von ihnen westlich hinabzieht, in dem Winkel, den die nordwestliche Abdachung des Keeses, welches sich vom Spielmann gegen den Brennkogel hin ausbreitet, mit dem Kloben und der von ihm gleichfalls zum Brennkogel laufenden Schneide bildet, liegen die Reste dieses Bergwerkes.

Ich fand hier die etwa 2 Fuss hohen Ruinen einer Knappenstube, bestehend aus mehreren im länglichen Vierecke in derselben Art, welche man in den Alpen bei den Sennhütten und Heustadeln in Anwendung bringt, über einander gezimmerten Baumstämmen. Ich fand nebenan die Latten, welche zur Bedachung gedient hatten, gebleicht von der Zeit, dann Lodenfetzen und grössere Gebeine, fand einige Klaffer tiefer unten am heutigen Anfange des Gletschers einen mächtigen Hügel aus dem Berge herausgeförderten Erzes, endlich die Mundlöcher zweier Stollen, deren einer hart an der Knappenstube, der andere etwas höher oben an der Wand in das Gestein getrieben ist.

Die Sache verdient in mehrfacher Beziehung das vollste Interesse. Vor allem ist die Höhe, in welcher sich der Bergbau befand, eine aussergewöhnliche. Schaubach bezeichnet den Bau in der kleinen Fleiss als den höchsten in Europa nach jenem am Monte Rosa und gibt die Höhe der obersten Gruben mit 9033 W. F. an. Meine Barometermessung ergab für das zerstörte Berghaus am Kloben die Höhe von 9237 W. F., und darnach würde diesem Bergbaue der Rang als der zweithöchste in Europa und als der höchste in Oesterreich gebühren.

Dann ist die Unzugänglichkeit des Bergwerkes von allen bewohnten Orten eine auffallende. Dass der Zugang über den Kloben benützt wurde, ist bei der Unwegsamkeit dieses Berges eben so unwahrscheinlich, als die Voraussetzung, dass der steile Gletscher des Nebelkars zum Wege auf das Bergwerk gedient hat. Auch kann unmöglich angenommen werden, dass zur Zeit des Betriebes des Baues die Keese auf der Nord- und Westseite des Kloben eine so wesentlich verschiedene Gestaltung hatten, dass sie leicht überschritten werden konnten. Endlich beträgt die Entfernung des Bergwerkes von Ferleiten fünf und vom Dorfe Fusch, von woher denn doch zuletzt die Lebensmittel hätten bezogen werden müssen, sieben Stunden. Es erübrigt also nur die Annahme, dass die Knappen auf dem Kloben mit Heiligenblut auf dem Wege durch das

Gutthal und über den Gletscher zwischen dem Brennkogel und Spielmann in Verbindung gestanden sind. Doch welch' beschwerliche und selbst gefährliche Verbindungslinie ist selbst diese, und Heiligenblut ist vom Bau immer noch mindestens vier Stunden entfernt!

Die interessanteste Frage bleibt aber die, wann und wie das Bergwerk zerstört worden ist. Ich habe schon früher bemerkt, dass die Reste des Baues erst im Jahre 1857, dessen heisser Sommer überall ein ausserordentliches Zusammenschmelzen der Gletscher mit sich brachte, vom Eise unter welchem sie begraben lagen, befreit worden sind. Die Hitze des Jahres 1859 war dann der weiteren Blosslegung günstig. Wie lange aber lagen sie unter dem Eise? Man hat nur zu schnell, wenn es sich um ein altes Ereigniss handelt, die Römer, Celten oder Taurischer, oder mindestens das Mittelalter bei der Hand. Davon kann in unserem Falle keine Rede sein, und selbst die vorhandenen Reste würden eine ähnliche Anschauung als Aberwitz erscheinen lassen. Sicher jedoch muss die Zerstörung des Baues mindestens in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, denn sonst würde sich doch irgend eine Tradition über den einstigen Bestand desselben erhalten haben. Die Erzählungen des Urgrossvaters gehen selten auf den Urenkel über, jene des Grossvaters verpflanzen sich aber in der Regel durch die Mittheilungen des Vaters noch auf ihn. So dauert es gewiss ein Jahrhundert, bis die Kunde von einem wichtigen Ereignisse, und ein solches ist in einem Alpenthale der Bestand eines Bergwerkes in seiner Nähe, spurlos verloren geht. Allein selbst die ältesten Männer in Fusch und Heiligenblut konnten sich nicht eripnern, jemals von dem Bergwerke auf dem Kloben gehört zu haben.

Vollends zweifelhaft ist es, aus welcher Veranlassung der Bau aufgehört hat, und auf welche Weise die Knappenstube zerstört worden ist. Ein einfaches Auflassen des Bergbaues und eine Zerstörung des Berghauses durch den Zahn der Zeit anzunehmen liegt wohl am nächsten.

Erwägt man jedoch, dass in einem solchen Falle kaum die gesammten Erzvorräthe in Stich gelassen worden wären, bedenkt man, wie schwer sich der Gebirgler entschliesst seine Kleidung, selbst wenn sie alt ist, zurückzulassen und dazu noch, dass man die Lodenfetzen in oder zunächst dem Umfange der alten Knappenstube findet, und berücksichtigt man das Vorkommen von grossen Gebeinen auf einer solchen Höhe und in solcher Umgebung, in welcher grössere Thiere ihre Existenz nicht fristen können, so erscheint es nicht als ein blosses Phantasiestück anzunehmen, dass die Knappenstube durch irgend ein Naturereigniss und zwar am ersten durch einen Schneesturm oder eine Lawine plötzlich zerstört worden ist, und dass die über ihr gethürmten Schneemassen allmählig in die Vereisung übergegangen sind. Die Möglichkeit, dass diess der Fall gewesen, wird auch dadurch nicht ausgeschlossen, dass man bisher noch keine Ueberreste wie z. B. Schädel fand, welche selbst der Laie unzweifelhaft als menschliche erkennt. Denn es können, da ringsum grösseres Gerölle den stark abschüssigen Boden bedeckt, leicht solche noch irgendwo an den Ruinen oder tiefer unten unter den Steintrümmern liegen, oder aber vom Gletscher nach abwärts zu fortgeschoben worden sein.

Vom Jahre 1857 bis zum Jahre 1859 war ausser einigen wenigen Hirten Niemand zu unserem alten Baue gekommen, und ich war daher der erste Mensch, der durch ihn die Anregung zur Forschung in einem

weiteren Kreise erhielt. Allein meine Bemühungen den Schleier zu lüften, welcher über diesem Orte liegt, hat bisher nur ein geringer Erfolg belohnt.

Allerdings erwähnen alte Werke über den Bergbau in den Tauern des Goldbaues auf dem Kloben, und ist das Bergwerk in den ältesten Atlanten, wie im Homann'schen, auf den Landkarten angezeigt. Auch habe ich zufälliger Weise in einer Schulkarte aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte den Kloben Goldkloben genannt gefunden. Damit ist jedoch nur das erwiesen, woran ich nach demjenigen, was ich gesehen, nicht zweifeln kann, dass auf dem Kloben ein Goldbau betrieben worden ist, während die früher angeregten Fragen, wann und wie er sein Ende erreicht hat, in allen Büchern unbeantwortet bleiben.

Auf meine Anfrage bei verschiedenen Bergmännern im Salzburgischen erhielt ich die Mittheilung, dass ihnen nie etwas von diesem Baue bekannt geworden sei, und doch hoffte ich gerade weil nach meiner Ansicht der Kloben und das Nebelkar sich auf salzburgischem Boden befinden, also der Bau ein salzburgischer gewesen wäre, von ihnen am ersten eine Auskunft zu erhalten.

Ganz in der neuesten Zeit hat der k. k. Bergverwalter Reissacher zu Bockstein in dem Jahresberichte des Salzburger Museums Carolino-Augusteam für das Jahr 1860 eine höchst gediegene Abhandlung unter dem Titel „Bruchstücke aus der Geschichte des Salzburger Goldbergbaues an den Tauern“ veröffentlicht. Jedoch auch in ihr fand ich den gesuchten Aufschluss nicht.

Als ich schliesslich ein sehr vermorschtes grösseres Bein, das ich an der Knappenstube aufgelesen und, da ich selbst ein Urtheil hierüber abzugeben nicht vermag, zur Untersuchung, ob es ein Menschengewebe sei, nach Heiligenblut mitgetragen hatte, getraute sich auch dort Niemand mit Sicherheit zu entscheiden, ob es einem Menschen oder einem grösseren Thiere angehört habe.

Möglich, dass in den alten Acten des einstigen Oberbergamtes zu Döllach, welches auch auf die Salzburger Bergwerke Einfluss genommen haben soll, sich etwas über die Auflassung oder Zerstörung des Goldbaues auf dem Kloben vorfindet. Ich war bis jetzt noch nicht in der Lage, dieselben durchzusehen. So wie ich jedoch, sobald sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, diese Arbeit nicht unterlassen werde, so glaube ich im Interesse der Forschung über eine so räthselhafte Erscheinung wie unser altes Bergwerk ist, auch den Wunsch aussprechen zu dürfen, dass alle, welche in die Lage kommen, das Dunkel zu erhellen, das bisher um diesen Ort herrscht, es nach Kräften thun und die gewonnenen Resultate der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten mögen.

### III.

Auf den Brennkogel und durch das Gutthal nach Heiligenblut.

Als wir das alte Bergwerk verlassen hatten, stiegen wir zuerst zur Schneide zwischen dem Kloben und Brennkogel hinan, welche nach Norden steil abfällt, gegen Süden dagegen mit dem Gletscher zwischen dem Spielmann und Brennkogel in ziemlich horizontaler Verbindung steht.

Auf diesem Gletscher schritten wir an ihr gefahrlos einige Zeit fort, sahen uns jedoch später genöthigt das Kees, das auf der Nordseite zwi-

schen den durch die Schneide verbundenen Bergen hinabfließt, zu oberst zu betreten.

Schon lag die Pyramide des Brennkogels als eine Uebereinanderhäufung zahlloser Steintrümmer unmittelbar vor uns und wir glaubten in wenig Minuten ihre Ersteigung zu beginnen, als wir gewahr wurden, dass wir an ihren Fuss auf dem bisherigen Wege an der Schneide nicht gelangen könnten. Die letztere ist nämlich plötzlich scharf eingeschnitten und dadurch gerade an der Wurzel des eigentlichen Hornes des Brennkogels auf dessen Westseite eine kleine Scharte geformt. Wir gingen daher auf den südlichen Gletscher, der sich hier etwas über die Scharte erhebt, in mehr südlicher Richtung vor. Allein auch er fällt der ganzen Länge nach steil nach Osten etliche Klafter tief gegen den Brennkogel ab, so dass wir erst nach einiger Mühe den Einschnitt am Brennkogel gewannen. Nun begann ein zwar nicht lange dauerndes aber ziemlich beschwerliches Klettern von Stein zu Stein auf die Spitze.

Wir erreichten sie in etwas mehr als einer Stunde nach unserem Aufbruche vom alten Bau.

Sie ist aus einem Wirrwarr von Felsstücken gebildet und eben so unkomfortabel wie jene des Kloben wirthlich ist. Einige aufeinander gelegte Steintrümmer bilden auf dem höchsten Punkte eine Steinpyramide; die Regellosigkeit der Trümmer gestattet jedoch nicht sie zum Sitze zu benützen. Ohne Fläche zu oberst und scharfgräthig von Westen nach Osten laufend, fällt die Spitze nach Norden so steil ab wie nach Süden. Ich konnte mir mit genauer Noth einen Sitz auf der Nordseite zurecht richten. Und nun begann ich von ihm aus die Rundschau zu betrachten. Es war jetzt 1 Uhr vorüber, allein noch war keine Wolke am Himmel, kein Nebelstreifen über den Bergen und ich hatte dieselbe vollkommen reine Fernsicht wie auf dem Kloben.

Wir wollen sie nun näher kennen lernen und dabei die wesentlichen Unterschiede des Panoramas der beiden heute von uns bestiegenen Nachbarberge hervorheben.

Zuerst müssen wir der Aussicht vom Brennkogel vor jener vom Kloben den Vorzug einräumen, dass sie dem Beschauer, der ermüdet durch die Betrachtung des Heeres von Bergspitzen und angestrengt durch die Bemühung sie richtig zu benennen einen Ruhepunkt sucht, einen allerliebsten, im Anblick des Dorfes Bruck im Pinzgau und eines Ausschnittes des Zellersee's bietet. Schon viele Fremde haben aus dem Gasthause des Lukashanselwirthes in Bruck den Brennkogel bewundert, der von dort gesehen mit dem Gletscher unter seiner Spitze und dem von ihr nördlich gegen das Fuscherthörl steil herabziehenden Grate höchst wirkungsreich den Hintergrund des Fuscherthales einnimmt.

Heute überrascht uns entgegen das stattliche Gasthaus, das mit dem Fernrohre in allen seinen Einzelheiten gerade über dem Ausgange des Fuscherthales sichtbar ist. Von Thalböden sehen wir noch einen Theil des Fuscherthales und den freilich mehr schluchtenartigen obersten Grund des Gutthales. Diesem Thalblicke vom Brennkogel vermag der Kloben nur die Einsicht in ein Stück des oberen Fuscherthales entgegenzusetzen.

Um in das Bergpanorama einige Ordnung zu bringen, wählen wir als Ausgangspunkt den nördlichsten Firnberg im Kapruner Fuscherrücken, den hohen Tenn, dessen schöne Doppelspitze wir nordwestlich vom Brennkogel erblicken und gehen von ihm beständig nach rechts vor, also allmählig über

den Norden und Osten zum Süden und an die Glocknergruppe, bis wir auch über sie wieder bei ihm angelangt die Rundschau vollkommen besichtigt haben.

Die Berge sind natürlich nicht in regelmässigen Reihen vor uns aufgestellt. Dennoch werden wir des besseren Verständnisses halber in der Nordaussicht eine dreifache Gliederung annehmen, weil dieselbe auch der gewissermassen durch die Lage der nördlichen Kalkalpen in der Ferne, dann näher herwärts des Thonschiefergebirges im Norden der Salzach, endlich zunächst der Tauern mit ihren nordwärts dringenden Ausläufern wirklich gegeben ist.

So werden wir zuerst rechts vom hohen Tenn in der letzten Reihe des kahlen Loferergebirges mit seinen Hochspitzen den Ochsenhörnern und dem Flachhorn gewahr und etwas herwärts von ihnen des Birnhorns bei Leogang. Strenge nördlich vom Brennkogel folgen ganz zurückstehend die Höhenpunkte aus der Berchtesgadner Gruppe: die Mühlsturzhörner, der Hocheiser und Hochkalter, der abgestumpfte Hundstod und der Wazman mit der scharfen Doppelspitze. Sie ragen über dem steinernen Meere auf, dessen Südrand sich von dem westlichen Breithorn bis zum Kulminationspunkte der Gruppe der Schönfeldspitze vor uns ausbreitet. Nahe dem Westabfalle des steinernen Meeres blickt ein Stück des Salfeldner - Bodens dann näher unserem Aussichtsunkte zuerst der Zellersee, dann das Dorf Bruck endlich das äussere Fuscherthal freundlich zu uns herauf. Noch etwas entfernter als der Wazman steigt in der letzten Reihe der hohe Göll auf, rechts von ihm erglänzt näher dem Salzachthale der schöne Gletscher die „übergossene Alpe“ bei Werfen mit ihrer höchsten Erhebung dem Hochkönig.

In der mittleren Reihe der Thonschieferberge erkennen wir den Hundsstein, uns zunächst aber in der ersten Linie in den nördlichen Abzweigungen des Hauptrückens der Tauern die freundlichen bis zur Spitze grünen Berge im Norden das Weichselbachthales: die Langweide, den Liebling der Fuscherbadgäste, des Kühkarköpfl, den Kreuzkopf und Grosskopf, dann aus dem Zuge zwischen Fusch, Weichselbach und Seidelwinkel den Durchnerspitz, den Beherrscher dieses Zuges, den Schwarzkopf und das zackige Königsstuhlhorn, endlich als einen unserer nächsten Nachbarn das nördlich vom Fuscherthörl liegende Thoreck.

Aus den nordwärts vorspringenden Aesten der Tauern fällt uns zwischen dem Wolfsbachthale und Rauris der Hirschkopf auf, zwischen Rauris und Gastein aber der mächtige Bernkogel.

Wenden wir uns wieder der fernen Kette der Kalkalpen zu, so sehen wir zunächst die Riesenmauer des Tännengebirges sich aufbauen und nach einer rascheren Wendung unseres Blickes nach rechts das zackige Gosauer Steingebirge und die Dachsteingruppe.

Ich habe durch diese Wendung eine grosse Anzahl von Bergen übersprungen, weil ich ihrer Aufzählung die Bemerkung vorausschicken wollte, dass sie weit im Hintergrunde in dem Ausschnitte zwischen dem Tännengebirge und dem Dachsteingebirge zu suchen sind. Ich werde sie nun nach bestem Wissen nennen. Ich glaube in ihnen die Berge um Russbach, das Haberfeld und den Jäger und das Kallengebirge erkannt zu haben, das am nordwestlichen Ufer des Hallstädtersees im Erzherzogthume Oesterreich liegt. Im fernsten Hintergrunde dämmern noch zwei Bergzüge; ich hielt den westlicheren davon für das Höllengebirge zwischen dem Gmund-

ner- und Attersee, den östlichen für den westlichen Beginn des Todtengebirges bei Aussee.

In der Dachsteingruppe, welche nach der Ordnung unserer Rundschau erst jetzt an die Reihe käme, finden wir alle bekannten Spitzen wieder: den hohen Dachstein, den Thorstein, den Mitterberg, Gjaidstein und Koppenkarstein. Vom Kloben erblickte ich den Grimming im steirischen Ennsthale, angeschmiegt an den Ostrand der Dachsteingruppe: vom Brennkogel konnte ich ihn nicht auffinden. Er ist hier durch die Züge aus den nördlichen Tauerntälern gedeckt, welche nordöstlich bis östlich theilweise den Horizont abschliessen.

Aus ihnen hat der Schuhflicker zwischen Gastein und Grossarl und das Saurkar zwischen Grossarl und Kleinarl gegründeten Anspruch auf unsere Beachtung. Immer nach rechts vordringend treffen wir nun in unserer Nähe den Edlenkopf im sogenannten Mitterberg, dem Bergrücken zwischen den zwei Thalästen von Rauris, dem Seidelwinkel und Hüttwinkel, an, in grösserer Ferne bemerken wir den Draugstein im Scheiderücken zwischen Grossarl und Kleinarl, dann die Ennskraxen zwischen Kleinarl und Flachau und sie an Höhe noch überragend die mächtige Erhebung im Osten des Tappenkarsees, das Rothhorn, das Wildkar, den Tappenkarspitz, den verwitterten Faulkogel und das hohe Mosermandl, über welchen wieder Berge aus der Umgebung des Radstädter Tauern, das Weisseck und der Seekarspitz auftauchen.

Nun folgen die Lungauer Berge. Die fernsten von ihnen befinden sich an der steirischen Grenze, und wir begrüßen aus ihnen als alte Bekannte den Hochstein und Hochgolling und gerade über dem imposanten anderen Weisseck zwischen Zedernhaus und Murwinkel und mindestens noch einmal so weit als dieser Berg vom Brennkogel entfernt, den Preber bei Tamsweg.

Unser Blick schweift schon nahezu ostwärts und ist bereits fast an dem Haupt Rücken der Tauern angelangt. Jetzt fesselt ihn noch die dunkle Pyramide des nahen prächtigen Ritterkopfes, er wendet sich um ein Geringes nach rechts und der Hauptkamm der Tauern liegt vor ihm. Seine Berge sind erst nur theilweise in Eis gekleidet, so die Höhen über dem Elend, dem nördlichen Theile des Maltathales: der Kolm, Arkogel, Weinschabel, der Peterrücken und Hafnerspitz. Bald jedoch treten gewaltigere Gletscherberge auf: der Ankogel bei Gastein, der unserer Aussichtswarte so nahe hohe Narr mit den Weissenbachbänken an der Ostseite des Hochthores, das tief niedergedrückt erscheint, und entfernter das Schareck, der Goldberg und die Goldzeche im Hintergrunde des Rauriserthales.

Schade, dass die bedeutendste Spitze östlich vom Grossglockner, der Hochalpenspitz, durch die breiten Massen des hohen Narren gedeckt war; der Anblick der von mir vor vierzehn Tagen bestiegenen Firnspitze hätte für mich damals noch doppeltes Interesse gehabt, weil ich meine auf ihr gemachte Barometermessung noch nicht berechnet hatte, und daher die Frage, ob sie oder der Ankogel höher sei, noch eine offene war.

Sobald wir die Raurisergruppe verlassen haben, liegen die Höhen aus den südlichen Tauerntälern, zwischen der Möll und dem Hauptkamme der Tauern vor uns da. Wir heben aus ihnen den Sadnig und den Leitenkopf als bedeutend hervor, dann das Kreuzeck, dessen Gruppe den

Raum zwischen der Möll und der Drau, soweit dies Gebiet zu Kärnthen gehört, einnimmt.

Aber auch das Gebirge auf dem rechten Ufer der Drau stellt sein Kontingent in dem fernen Jauken und Reiskofel, welche zur Nordwand des Gailthales gehören, und in den näheren Spitzen, dem Hochstadl und Laserzkopf, die in ihren kühnen Formen dem südlichen Thalboden von Lienz entsteigen.

Wir befanden uns zuletzt schon in südlicher Richtung, die nächste Bewegung nach rechts führt uns in die Petzek- und Schobergruppe und nach einer weiteren Wendung, bei der wir den tiefen Einschnitt des Möllthales und die Berge über diesem Thale in der Redschtz und zunächst bei Heiligenblut bemerken, in das eigentliche Glocknergebiet.

Die grosse Nähe der Glocknergruppe, zu welcher der Brennkogel und Kloben selbst gehören, würde allein den trefflichen Ueberblick derselben, welchen man von unseren Spitzen hat, nicht erklären können; dazu gehört noch die günstige Lage der letzteren schräg zwischen dem Glocknerkamme und dem Fuscher-Kapruner-Rücken, in Folge deren sie in alle Winkel des Glocknergebietes hineinzublicken vermögen.

Halten wir zunächst den Brennkogel als Aussichtspunkt fest, so erheben sich uns zunächst der Kaserockkopf in Verbindung mit der Racherin und dem Spielmann. Hinter dem Kloben erkennen wir den Bären- oder Pfandschartenkopf, das Siniweleck und den Fuscherkarkopf. Links etwas zurück von ihnen hängt das Gruben- oder Freiwandkees auf der Freiwand, einem gegen die Gamsgrube und Johannishütte gerichteten Ausläufer des Hauptkammes.

Wir müssen nochmal einen Rückschritt machen, denn wir wollten den Glocknerkamm bei der Einhaltung unserer Ordnung von links nach rechts nicht mit den Bergen um die Pfandscharte herum in die Reihenfolge eintheilen, sondern ihn allein in seiner ganzen Ausdehnung betrachten.

Wir blicken also zurück zum nahen Zuge vom Spielmann zum Kaserockkopf und gewahren nun als südöstliche Eckpfeiler des Glocknerkammes die kärnthnerischen Drillinge, die drei Leiterköpfe und sofort gegen Nordwesten in Eis gehüllt alle jene Häupter, deren blosser Nennung das Herz des Bergsteigers erfreut, das Schwerteck, den Kellersberg, die Hohenwartshöhe, die Adlersruhe, die beiden Glocknerspitzen, die fächerförmige Glocknerwand, welche früher, bis Franz Keil den Knäuel entwirrt hat, immer, jedoch fälschlich, als die Romarischkenwand bezeichnet worden ist, dann den wahren Romarischwandkopf und den hohen Eckberg an der Wendung des Tauern-Hauptrückens gegen Norden, früher Kasten jetzt Schneewinkelkopf genannt.

Auch die Firnsitzen auf dem West- und Nordrande der Pasterze steigen vor uns auf. Links vom Fuscherkarkopf blickt der Johannsberg aus dem Hintergrunde der Pasterze hervor. Seinen Fuss umgibt das weite Eisgebiet des obersten Pasterzenbodens, das wir zum grossen Theile überblicken können. In der südwestlichen Ecke von Fusch fliessen die Firnströme des Wasserfallkeeses, das Fuscherkarkees und Bockkarkees, dem Käferthale zu. Unmittelbar über ihnen lagert der ungeschlachte Breitkopf und ragt der spitze Eiswandbühel und der mittlere Bärenkopf empor, während wir in der entfernteren Gletscherspitze den vorderen Bärenkopf erkennen.

Wir nähern uns wieder unserem Ausgangspunkte dem hohen Tenn. Wir haben, als wir ihn dazu gewählt, nicht beabsichtigt, uns das Beste der Fernsicht zum Schlusse aufzusparen; es hat sich eben selbst so gefügt. Denn so prächtig einzelne der bereits beobachteten Gletscherberge sind, eine so grosse Anzahl der stolzesten Firnspitzen, wie sie nun nacheinander folgen, fanden wir früher nirgends vereinigt. Fast drohend hebt der hohe Bärenkopf sein eisiges, noch nie besiegttes Haupt in die blauen Lüfte, neben ihm überrascht uns das groteske Gebilde der hohen Dock, deren breites Haupt eine solche Abplattung erlitten hat, dass sie fast als Viereck aufragt; auf die schmucke Nadel der Glockerin folgt im Reigen der Bratschenkopf als der Vorläufer der unübertrefflichen Hochspitze des grossen Wiesbachhorns.

Haben wir uns auch von seinem Anblicke losgerissen, so sind wir im nächsten Augenblicke wieder über das kleine Wiesbachhorn beim hohen Tenn angelangt und haben so auf's würdigste unsere Rundschau beendet.

Zur Ergänzung erwähne ich einiger Abweichungen in den beiden Fernsichten vom Brennkogel und Kloben. Da der Brennkogel östlich sehr nahe vom Kloben aufsteigt, so nimmt er als der höhere demselben einen Theil seiner Fernsicht nach Osten. Entgegen hemmt der Kloben die Westaussicht des Brennkogels in keiner Weise, weil man vom letzteren Berge über ihn hinwegsieht.

Dafür gönnten mir auf dem Kloben ein paar Ausschnitte im Glocknergebiete einen Blick in südwestlicher Richtung auf einige vom Brennkogel nicht sichtbare Hochspitzen im Süden des Pusterthales, welche ich der Lage und Höhe nach für den Gant- und Bürkenkofel im Thale Sexten hielt, ohne es jedoch sicher behaupten zu wollen, weil diese Berge in den Ausschnitten nur ganz allein ohne Verbindung mit einer Gruppe sichtbar waren, in solchen Fällen aber ein Berg sehr selten mit Gewissheit erkannt werden kann.

Auch sah ich vom Kloben noch rückwärts vom Reiskofel und Jauken einige Spitzen, die ich vom Brennkogel nicht auffinden konnte und in denen ich nach ihrer Lage und Entfernung Berge an der italienischen Grenze bei Tarvis und Ponteba und insbesondere in einem der Gestalt nach den Wischberg bei Raibl vermuthete.

Zum Schlusse sei mir erlaubt, noch dasjenige in das Auge zu fassen, was buchstäblich zu unseren Füssen lag. Oestlich erblicken wir in der Tiefe unter uns das Gebiet des Tauern, durch welches der Tauernweg geht, vom Fuscherthörl bis zum Hochthor und sind überrascht durch den ersten Eindruck, den der dunkle rings von kahlen Felsen umstellte Krater auf uns macht.

Von den Keesen unserer zwei Berge reicht das südliche, das Gutthalkees, dessen Hauptstock den Raum zwischen dem Spielmann, Kloben und Brennkogel einnimmt, noch eine Strecke weit auf den höchsten Theil des Gutthales, den sogenannten obersten Brettboden hinab.

Die Gletscher, die sich von beiden Bergen auf der Nordseite hinabziehen, vereinigen sich in der Tiefe und enden; wie erwähnt wurde, in dem obersten Theile des Traunerfüttererkars. Schon auf dem Kamme zwischen dem Kloben und Brennkogel, vorzüglich aber vom Brennkogel, zeigt es sich deutlich, dass der stärkere Eisstrom vom Kloben und der minder starke Zufluss vom Brennkogel kömmt, und es wird daher der

Name Klobenkees die richtigere Bezeichnung für den ganzen Gletscher sein. Dieses Kees wird östlich von jenem Grate gedämmt, der von der Spitze des Brennkogels sich nordwärts steil gegen das Fuscherthörl hinabsenkt. Er hat wiederholt muthigeren Bergsteigern als Weg gedient, und ich betrachtete ihn jetzt mit persönlichem Interesse, weil auch ich im Jahre 1836 mit dem Führer Plattl von Heiligenblut über ihn vom Brennkogel auf das Fuscherthörl hinabgestiegen war.

Namentlich für den Ungeübten gibt es dort bedenkliche Stellen, wo der Grat, der ohnehin oft nur ein paar Schuh breit gegen Osten fortan mit den steilsten Wänden auf den Tauern abfällt, auf seiner Höhe nicht weiter gangbar ist und es dann nothwendig wird, von ihm auf den obersten Rand des steilen Eisfeldes über schroffe Klippen nicht ohne Gefahr des Abstürzens hinabzuklettern. Dieser Weg war mein erstes Unternehmen, bei welchem ich wenigstens einiger Gefahr in das Auge geblickt habe, so dass ich mir recht eigentlich auf ihm die Sporen als Bergsteiger verdient habe.

In der Regel aber geht man auf den Brennkogel von Heiligenblut aus durch das Gutthal und kehrt entweder auf demselben Wege zurück oder steigt von der Spitze unmittelbar zum Mitterthörl auf den Tauern hinab. Auf diesen Wegen ist die Ersteigung überall vollkommen gefahrlos, wenn auch ihr letzter Theil über die Steintrümmer zur Spitze für Jedermann mühsam sein wird.

Nebst der prachtvollen Rundschau wird es gewiss gerade dem Abgang jeder Gefahr bei seiner Ersteigung zuzuschreiben sein, dass der Brennkogel in letzter Zeit förmlich ein moderner Berg geworden ist. Wer nach Heiligenblut kömmt mit dem Wunsche eine Hochspitze zu besteigen, und es nicht mit dem Grossglockner selbst aufnehmen kann oder will, geht jetzt sicher auf den Brennkogel. Insbesondere im Jahre 1859 soll er zehnmal von Fremden besucht worden sein. Auch mineralogisch verdient der Berg Beachtung. Er besteht aus Chloritschiefer, in welchem sich schöner Serpentin vorfindet, und fällt auch wirklich aus seiner Umgebung durch seine grünliche Farbe auf. Vorzüglich auf dem Tauernwege verräth er seine Nähe durch weite Halden grünlichen Gerölles, welche sich von ihm gegen das Mitterthörl herabziehen.

Der Aufenthalt auf der Spitze verfloss mir sehr schnell. Ich mochte schon eine Stunde oben verweilt haben und war mit der Untersuchung der Aussicht fast zu Ende gelangt, als ich plötzlich Rödeler mit Jemanden sprechen hörte und bald darauf einen Knaben auf der Spitze anlangensah. Das Zusammentreffen war auf beiden Seiten ein unerwartetes. Wegen der Steilheit der letzten Erhebung zur Spitze und der argen Verschiebung der Steintrümmer, über welche man von Süden, und daher kam unser Junge, heraufkömmt, hatte auch Rödeler von seinem Sitze auf der Schneide denselben nicht früher bemerkt, als bis er über die letzte Steinplatte heraufkletterte.

Mir fiel im ersten Augenblicke nur das wahrhaft primitive Kostüme des Knaben auf, das in einem Hemde und in sonst gar Nichts bestand. Weniger ruhig nahm unser Junge die unerwartete Begegnung auf. Ich habe nicht leicht eine grössere Ueberraschung in einem Gesichte ausgedrückt gesehen, als in jenem unseres improvisirten Gesellschafter auf dem Brennkogel, jedoch auch nicht bald hat mich ein Bauernknabe in so kurzer Zeit für sich eingenommen als eben er. Auf meine Frage um den Zweck seiner Besteigung des Brennkogels antwortete er, er sei ein

Sohn des Glocknerführers Kramser in Heiligenblut, dieser sei gestern mit Fremden auf dem Brennkogel gewesen, habe bei dieser Gelegenheit ein Perspektiv oben vergessen und ihm den Auftrag gegeben, es zu holen.

Wirklich hatte Rödner das Fernglas (eines jener Perspektive, welche im unteren Theile mit rothem Papiere, worauf nebst verschiedenen Ornamenten der Name des Verfertigers Leonardo Semitecoli oder ein ähnlich klingender mit Silberlettern gedruckt ist, überzogen, jedoch im Vorbeigehen gesagt, bisweilen ganz gut sind), schon vorher entdeckt und es zu sich genommen, um es in Heiligenblut dem Eigenthümer zurückzustellen.

Der Zweck der Mission des Kramser jun. war also bald und glücklich erreicht. Allein jetzt hiess ich ihn bleiben und Rödner ihn aus dem mitgenommenen Proviant bewirthen. Nun erzählte mir mein Gast, dass er nicht geglaubt habe Jemanden auf dem Brennkogel anzutreffen, weil er vom obersten Brettboden aus, wo er die Schafe hütete am ganzen Tage Niemanden auf den Berg habe steigen gesehen. Er habe darum seine Kleider ausgezogen, was er gewiss nicht gethan haben würde, wenn er gewusst hätte, dass Leute oben seien. Deshalb sei er so erschrocken, als er uns erblickt habe. Als er sich vollends wegen seines Anzuges, oder besser gesagt Nichtanzuges, zu entschuldigen begann, musste ich bei mir selbst recht sehr lachen und dachte mir dabei, dass unsere Stadtjungen in einem ähnlichen Falle sicher weniger Ceremonien machen würden. Endlich schied er, nachdem er sich ganz artig für die Bewirthung bedankt hatte.

Als auch ich später den Abzug von der Spitze für geboten hielt, zeigte es sich, dass wir schon zwei Stunden darauf verweilten. Bevor wir uns von ihr entfernen, bemerke ich, dass sie trigonometrisch mit 9540 W. F. gemessen ist, meine Barometermessung dagegen eine Höhe von 9576 W. F. ergeben hat. Endlich brachen wir auf.

Rödner schlug eine Richtung ein, welche uns, wie mir schien und mir auch von meinem ersten Besuche her erinnerlich war, zu weit rechts führte.

Wir kamen wohl glücklich über den Trümmerabhang der Spitze und über einen Theil des Gutthalkeeses fort. Dann hatten wir jedoch sehr mühsam über weite Geröllhalden zu klettern, ehe wir den obersten Grasboden erreichten, welche unliebsame Aufgabe uns erspart geblieben sein würde, wenn wir von der Spitze mehr links gegen den Brettersee hinabgestiegen wären. Auch blieb uns dieser See weit links liegen, während ich vor Jahren mit Plattl hart an ihm vorbeigegangen war.

Ich hatte mich eben am ersten klaren Bache niedergesetzt, um mich mit einem Trunke frischen Wassers abzukühlen, als sich Kramser jun. unverhofft wieder bei uns einfand.

Er war jetzt in vollem Staate und hatte nach der Ansicht Rödners den Umweg zu uns nur gemacht, um sich in dieser Gestalt zu zeigen. Bald sprang er wieder weiter, weil er noch in eine tiefere Alpe und dann nach Hause musste.

Das Gutthal kann nur geringe landschaftliche Reize aufweisen.

Sein oberstes Gebiet beherrscht östlich der Brennkogel, westwärts der Spielmann. Von ersterem zieht sich der Rücken, welcher die Ostbegrenzung des Gutthales bildet, anfangs über die Breunkogel-Scharte, den

Bretterkopf und die Bretterscharte südöstlich zum Gratten, der höheren Erhebung westlich unmittelbar neben dem Hochthor, dann von ihm südlich, bis er über dem Tauernbache abbricht. Vom Spielmann dagegen löst sich jener hohe und scharfgräthige Kamm los, der in einem zuerst südlichen, dann südwestlichen Laufe sich mit der Spitze der Racherin bis zu 10.361 Pariser Fuss und in der weiteren südöstlichen Fortsetzung mit dem Kaserockkopf noch bis 9822 Pariser Fuss, beide Höhen nach Schlagintweit, erhebt und das Gutthal westwärts begrenzt. Die beiden Bergzüge stehen sich in ihrem Parallellaufe so nahe, dass das Gutthal häufig zu einer blossen Schlucht wird. In der obersten nordöstlichen Ecke des Thales erblicken wir ein tieferrnstes Hochgebirgsbild an dem Brettersee, einem nicht ganz unbedeutenden Alpensee von gesättigter dunkelgrüner Farbe, um welchen rundherum braungrüne Hügel sich erheben, während ihn im Hintergrunde die dunklen Wände des Brennkogels und Bretterkogels überragen.

Aus dem nordwestlichen Winkel unter dem Spielmann aber zieht noch ein Felsrücken unterhalb des zwischen dem Spielmann und Brennkogel lagernden Keeses in ost-südöstlicher Richtung gegen die Mitte des Thales. In ihm fiel mir eine Felserrhebung von der überraschendsten Form auf, da sie einer zum Sturze geneigten riesigen Mauerzinne gleicht. Wenn man thalabwärts geht, genießt man nach durch einige Zeit den Anblick des Brennkogels, welcher gerade über dem Thalschlusse aufragt.

Es geht über den mittleren auf den unteren Brettboden. Da der westliche Höhenzug sehr steil abfällt und der Thalbach an seinem Fusse fließt, so läuft der Weg immer auf dem linken Ufer desselben fort. Wir waren nahe daran, dass wir uns, als wir aus der weglosen Region zu ihm zu kommen suchten, zu weit links an den Wänden des östlichen Bergzuges gehalten hätten. Erst als wir ganz an den Bach hinabgestiegen waren, trafen wir ihn dort an. An einer Wendung kamen wir später zu den ersten Hütten und Bäumen, bald lag die alpenartige Ansiedlung am Gipfer mit ihren etlichen Hütten und ihrer gemauerten Kapelle auf grüner Matte unter uns, kurze Zeit darauf überschritten wir den Tauernbach, das Sammelwasser des Gebietes südlich um das Hochthor herum, der hier in südwestlichem Laufe dem Gutthalbache zueilt, und nun waren wir auch so gleich an der Kapelle selbst angekommen.

Kaum hatte ich hier einen ganz angenehmen Sitz gefunden, als sich einer meiner unbekannteren Bekannten im Gebirge, das heisst einer derer, die mich kennen, ohne dass auch ich sie kenne, einfand und mir allerlei vom Grossglockner und von seinen Privat-Angelegenheiten erzählte. Vorzugsweise von seinen Privat-Angelegenheiten zu sprechen ist allgemeiner Menschengebrauch, allein als eine ganz besondere Eigenschaft der Heiligenbluter muss es angesehen werden, dass ihr zweites Wort der Glockner ist, der ihnen freilich neben der Ehre auch Geld einbringt, daher alles Lob verdient, da er das Nützliche mit dem Angenehmen vereint. Nach meiner Messung beträgt die Höhe der Gipferkapelle 5137 W. F.

Die kurze Wanderung von einer halben Stunde oder drei viertel Stunden von hier nach Heiligenblut bildete den würdigen Schluss der so erfolgreichen Tagreise. Die Kühle des Abends im Hochthale an einem der letzten Augusttage wirkte nach der Hitze der Mitternachtsstunden im hohen Grade erfrischend.

Der Ausblick auf die Berge auf dem rechten Ufer der Möll und hinab in das tiefe Thal, die schönen Lärchbäume, die sich rings um unseren Weg erheben, endlich die treffliche Beschaffenheit dieses Weges selbst, des eigentlichen Tauern-Saumpfades, mit dem sich der von Heiligenblut der Wegabkürzung halber gewöhnlich benützte Steig bei der zweiten höheren Kapelle am Kasereck wieder vereinigt, gestalteten diesen letzten Theil meiner Bergfahrt zu einem angenehmen Spaziergange. In der Tiefe zu unseren Füßen erblickten wir jetzt die schöne gothische Kirche von Heiligenblut, rasch hinab die steilen Berghalden und wir waren an dem Pfarrhofe und nun auch schon am Gasthause angelangt. Herr Schober stand eben an der Thüre seines Hauses, ich schritt auf ihn mit den Worten „Heiligenblut für immer“ zu und wurde trotz der ihm etwas ungewöhnlich klingenden Begrüßungsformel als alter Bekannter aufs freundlichste willkommen geheißen.

#### IV.

##### Ersteigung des Johannisberges auf der Pasterze.

Das Glocknerbuch zu Heiligenblut enthält eine einzige Notiz über eine Ersteigung des Johannisberges, welche ich, um nicht etwa beschuldigt zu werden ihren Styl durch Abänderungen verdorben zu haben, hier wörtlich niederschreibe. Sie lautet: „11. September 1844. Nachstehende Gesellschaft ging mit dem Vorsatz den Johannisberg zu besteigen nach Heiligenblut, übernachtete in der Johannishütte, wo sie Morgens bei Sonnenaufgang die äusserst entzückende Ansicht genoss, den Grossglockner und die übrigen Schneeberge nach einer in der Hütte durchwachten stürmischen Nacht wie von leiser Karminfarbe angehaucht zu beschauen. Sie ging um 5 $\frac{3}{4}$  Uhr fort und hatte auf ihrer Reise den schönsten heitersten Himmel, richtete dieselbe links des unteren Burgstalls vorüber und am Fusse des Johannisberges angelangt zur rechten Seite desselben hin, wo sie ihn an der östlichen scharf ansteigenden Kante um 10 Uhr bestieg.

Was die Aus- und Fernsicht des Berges, der früher von keines Menschen Fuss berührt wurde, betrifft, so glaubt sie, dass dieselbe in vieler Hinsicht interessanter und schöner sei, als selbst jene von der höchsten Spitze des Glockners, aus der Ursache, weil sich die Gebirge und Gletscher, ihre Vertiefungen und Verbindungen, in so lange im Dunstkreise nicht alles undeutlich wird, dem Auge nicht in der Vogelperspective, sondern mehr in einer Seitenansicht darstellen und die grotesken Formen derselben sich deutlicher und desswegen interessanter hervorheben. Sie möchte jedem, der die Gefahren des Glockners fürchtet, anrathen den Johannisberg zu besteigen, der, obgleich wegen der vielen tiefen und oft auch sehr breiten Schneeklüfte und wegen seiner scharf ansteigenden Spitze nicht gefahrlos ist, eine gleich interessante, wenn auch nicht so ferne Aussicht bietet als der Glockner.“

Nun folgen die Unterschriften eines Revierförsters, eines Kuraten, eines Steuereintnehmers und eines vierten Herrn, der sich ohne Beisetzung eines Charakters unterzeichnet hat.

Später versicherte mir zwar ein Förster, welchen ich in Heiligenblut traf, sein Kollege, der an der Ersteigung im Jahre 1844 Theil nahm, habe ihm selbst erzählt, dass damals die höchste Spitze des Johannisberges nicht erstiegen worden sei. Andere Theilnehmer an der Bergfahrt bestehen jedoch

auf der Thatsache der erfolgten Ersteigung der Spitze, und ich halte es daher, um beiden Theile gerecht zu sein, für das Beste anzunehmen, dass im Jahre 1844 einige, jedoch nicht alle Bergfahrer die Spitze des Johannsberges erreicht haben.

Seit 1844 hat nicht einmal ein Versuch einer Bergreise auf den Johannsberg stattgefunden. Damit ist nur ein Beweis mehr geliefert, wie sehr das österreichische Hochgebirge gegenüber der Schweiz von den Bergsteigern vernachlässigt wird.

Allerdings macht dem Johannsberge der Nachbar Grossglockner eine gefährliche Konkurrenz. Denn wer eine grossartige Gletscherwanderung unternehmen will, wählt sich dazu den Berg mit dem berühmten Namen und der in Folge seiner alles beherrschenden Höhe voraussichtlich auch unübertrefflichen Fernsicht. Läge jedoch der Johannsberg in der Schweiz oder in Savoyen, so würde er, so wie die neben dem Montblanc aufragenden Aiguilles ziemlich oft bestiegen werden, trotz der Nachbarschaft des Grossglockners sicher schon eine ziemliche Zahl von Ersteigern gefunden haben.

Der Mangel von Expeditionen auf den Johannsberg muss um so mehr überraschen, wenn man den Eindruck beobachtet, welchen der Berg auf die Pasterzen-Wanderer hervorbringt, wozu mir ein mehrmaliger Besuch der Pasterze mit Fremden die Gelegenheit geboten hat. Der Glockner wird bewundert, vom Johannsberg ist man entzückt, dort ein *succès d'estime*, hier ein vollständiger Erfolg. Und dieser Erfolg ist begreiflich. Mit kunstkritischem Auge besehen, liesse sich allerdings an der Form des Berges so manches ausstellen. Dafür verleiht ihm seine Lage mitten im Hintergrunde des prachtvollen Pasterzengletschers, über dessen oberen Abstürzen er, rings umgeben von weiten, durch keinen Felsdurchbruch in ihrer Ruhe gestörten Eisflächen, in seinem selbst wieder auch nicht durch einen einzigen dunklen Punkt befleckten Eistalare aufsteigt, eine eigenthümliche Weihe feierlicher Erhabenheit.

Auch ich hatte schon bei meinem ersten Besuche der Pasterze im Jahre 1836 eine Zuneigung zu der geheimnissvollen Spitze gefasst, und als ich mich später angelegentlicher mit dem Pasterzengletscher beschäftigte, erwachte bald in mir der Gedanke sie zu besteigen, weil ich auf ihr über die Verbindung des Firnmeeres mit den nächsten Thälern und seine Zugänglichkeit aus ihnen am vollständigsten belehrt zu werden hoffte.

Bei dem Uebergange von Kaprun auf die Pasterze im Jahre 1855 war ich zwar dem nordöstlichen Fusse des Johannsberges nahe gekommen, von einer Besteigung konnte jedoch damals, abgesehen davon, dass die Witterung zu einem solchen Unternehmen nicht geeignet gewesen wäre, keine Rede sein, weil die Aufgabe, in einem Tage von der Wasserfallalpe in Kaprun nach Heiligenblut zu gelangen, ohnein schon die Zeit vom frühen Morgen bis zum späten Abende in Anspruch nahm. In den nächsten Jahren trat bald dies bald jenes Hinderniss der Expedition entgegen.

Mein Besuch Heiligenbluts im Jahre 1859 galt vornemlich dem Johannsberge, und um nicht die Bergreise noch einmal vereitelt zu sehen, war ich diesmal fest entschlossen, mich durch zweifelhaftes Wetter von der Ersteigung nicht abhalten zu lassen und im schlimmsten Falle mich mit der Lösung der geographischen Fragen über den Pasterzengletscher als Ersteigungsergebniss zu begnügen.

Ich war am 26. August Abends aus dem Fuscherthale über den Kloben und Brennkogl gekommen. Mein weiterer Plan ging dahin, am folgenden Tage Nachmittags bis zur Wallnerhütte an der Pasterze zu gehen, um von dort am frühesten Morgen des 28. August zur Ersteigung aufbrechen zu können.

Die Hauptaufgabe am Vormittag des 27. August war ausser den nöthigen Anordnungen hinsichtlich des mitzunehmenden Proviants die Anwerbung eines Mannes, der mich und meinen Führer Rödeler aus Fusch auf der Bergfahrt begleiten sollte. Bei der Expedition im Jahre 1844 hatten zwei Heiligenbluter, Wirthsbauer und Bäuerle, die Führung übernommen. Ich hatte sie in Heiligenblut, obgleich ich mich wiederholt nach ihnen erkundigt habe, nie früher durch Zufall kennen gelernt und war nie dazu gekommen, sie in ihren entfernten Wohnungen aufzusuchen. Da ich kaum über die Notizen des Glocknerbuches hinausreichende wichtige Daten über ihre Bergreise von ihnen zu erfahren hoffte, der gletscherkundige Rödeler mit von der Partie war und ich selbst mit ihm die Pasterze und den Johannesberg wiederholt genau recognoscirt hatte, so hielt ich mich auch heute nicht gerade an sie angewiesen. Ich gab dafür Rödeler den Auftrag unter den anerkannt besten Berssteigern ohne Rücksicht auf ihre allfälligen Terrainkenntnisse Umfrage zu halten, wer mit uns zu gehen Lust habe. Vielleicht nahm bei diesem Auftrage meine Anschauung über die Heiligenbluter Führer im allgemeinen Einfluss.

Es ist etwas Eigenes um diese Heiligenbluter Führer. Man hat mir in Heiligenblut drei Bergreisen, welche ich in der Folge gemacht habe, den Uebergang aus der kleinen Fleiss zwischen dem hohen Narren einerseits und dem Goldzechkogl und dem hinteren Sonnblick andererseits, jenen von der Pasterze über die Bockkarscharte nach Ferleiten, endlich jenen von Kaprun über den Nordrand der Pasterze nach Heiligenblut, geradezu als unausführbar erklärt. Und doch leisten die Heiligenbluter als Führer bei der Ersteigung des Grossglockners Ausserordentliches, und ich habe bei meiner Ersteigung dieses Berges selbst gesehen, wie sie an den gefährlichsten Stellen die grösste Bravour an den Tag legten. Es kann also nur Mangel an Lust und Energie zu neuen Unternehmungen Schuld sein, dass man in Heiligenblut immer nur vom Glockner und in neuester Zeit noch vom Brennkogl als den zu ersteigenden Bergspitzen hört, andere Bergfahrten aber gleich als unmöglich bezeichnet werden. Durch den Rödeler gegebenen allgemeinen Auftrag vermied ich es heute wieder die alten Bedenken zu hören, was leicht der Fall hätte sein können, wenn ich ihm die Anwerbung einer bestimmten Person zur Pflicht gemacht haben würde. Den einen oder den anderen Begleiter aber fand er, daran zweifelte ich nicht, doch gewiss.

Rödeler hatte seinen Mann sogar bald gefunden. Ich stutzte allerdings im ersten Augenblicke, als er mir die Nachricht brachte, der unter dem Namen Plattl bekannte Pius Kronegger sei bereit mitzugehen. Ich kannte seit mehr als zwanzig Jahren Plattl als ausgezeichneten Bergsteiger und ich konnte, was Kenntniss des Gebietes und Energie betrifft, mir keinen besseren Führer denken als gerade ihn, aber —

Um mich kurz zu fassen wiederhole ich hier meine Antwort auf Rödeler's Nachricht. „Nun da kommen die zwei rechten zusammen. Du und Plattl, prächtige Leute, aber weisst Du was Sepp, Ihr könnt um

eine Mass Wein mehr mitnehmen, dafür nicht mehr als ein Seitel Schnaps, mitsammen“. Bald kam Plattl selbst zu mir.

So mancher Gebirgler ist schon durch den Pinsel, den Bleistift oder die Feder mindestens in seinen Umrissen der Welt vorgeführt worden.

Es scheint nicht, dass diese Ehre jemals dem Gemeindeglied Plattl von Seite der Gemeinde Heiligenblut wiederfahren werde, es wäre denn, dass er einmal plötzlich in Verlust gerathen würde. Der Führer Plattl verdient jedoch so gut als einer dieses Berufes, dass das Lesepublikum durch einige Federstriche eines „dankbaren Gefährten“ in die Lage gesetzt werde, sich wenigstens einigermaßen darüber klar zu werden, was für eine Gestalt es sich unter dem Begriffe Plattl vorzustellen habe.

Unser Held aus Kärnten ist ein Fünfziger, eher klein als mittelgross, von einem nicht etwa gedrungenen, sondern kräftigen und doch dabei höchst elastischen Körperbau. Seine blonden Haare und ungemaine Beweglichkeit lassen ihn jünger erscheinen als er ist, und wer seine Biographie nicht kennt, würde ihm eben so wenig seine etliche und fünfzig Jahre als die vielen Campagnen anmerken, die er auf den Bergen gegen Gens, aber nicht minder mannhaft im Heiligenbluter Gasthause schon zu Zeiten Pichler des Grossvaters, dann herwärts des Sohnes und Enkels, bis zu denen des gegenwärtigen Besitzers, des Herrn Franz Schober, welcher ihn unter die fleissigsten und insbesondere unter die am längsten ausdauernden Besucher seines Hauses zählt, durchgemacht hat und noch durchmacht. Ich füge noch bei, dass Plattl in der gewöhnlichen braunen Jacke und in dem niedrigen runden Hute der Heiligenbluter angertickt kam, und habe nun mein Möglichstes gethan, um ihn der lesenden Welt nahe zu rücken.

Als er den die Schnapsfrage betreffenden Theil der Wahlkapitulation angenommen hatte, verabredeten wir um 3 Uhr Nachmittags nach der Wallnerhütte aufzubrechen.

Genau um diese Stunde erfolgte unser Ausmarsch. Der Weg auf die Pasterze ist so oft beschrieben worden, dass ich ihn füglich als bekannt voraussetzen kann. Erst am rechten Ufer der Möll fortschreitend geht man bei einer Häusergruppe auf das linke Ufer über. An ihr braust der Bach aus dem Gutthal zur Möll hinab. Bald steigt der Weg an der nördlichen Thalwand steiler zum niedern Sattel.

Der schöne Gössnitzfall auf der südlichen Thalwand bleibt uns verdeckt, dafür sehen wir zu unseren Füssen die Kette von nicht unbedeutenden Fällen, welche die Möll macht, um aus der Schlucht, in deren Tiefe sie, seit sie am Ende des Pasterzengletschers an das Tageslicht getreten ist, fortan fliesst, auf den Thalboden von Heiligenblut zu gelangen. Haben wir mit dem niederen Sattel die stärkste Steigung auf die Pasterze überwunden, so kommen wir zu der im Walde gelegenen alten Briccius-Kapelle. Ihr Bau ist verfallen, aber ewig jung spendet die Quelle an ihr köstliches klares Wasser zur Labung der Wanderer.

Wenige Schritte von der Kapelle gewinnen wir den besten Standpunkt zum Anblicke des gegenüber auf der südlichen Wand befindlichen herrlichen Leiterfalles. Ich fand die Seehöhe der Briccius-Kapelle mit 5102 Wiener Fuss.

Eine neue Steigung des Weges folgt und bald tritt jetzt die Region der Bergweiden an die Stelle des Waldes. Stufe auf Stufe führt uns hinan, immer am linken Ufer der Möll hier Pasterzenbach genannt,

und hart am Rande der tiefen Schlucht, in der wir sie donnern hören. Schon nehmen die hie und da blau oder grün schimmernden Eispyramiden des grossen Absturzes der Pasterze zuoberst den Ausschnitt zwischen den Wänden der Schlucht des Pasterzenbaches für uns ein. Wir haben die ganz zahm gemachte böse Platte und einige ober ihr liegende Grashügel überschritten und sind nun am Bretthoden angelangt.

Jetzt überblicken wir den ganzen grossen Absturz, den die Pasterze von ihrem mittleren zum tiefsten Boden macht, und einen grossen Theil des Glocknerkammes, unter welcher Bezeichnung wir, wie es allgemein angenommen ist, alle Spitzen des am Schneewinkelkopf von dem Tauern-Hauptkamme sich loslösenden und an der Ecke zwischen der Möll und dem Leiterbache endenden Zweigrückens verstehen. Der unterste Boden der Pasterze und ihr Ende liegt sogar schon tief unter uns.

Etwas von der gewonnenen Höhe verlieren wir freilich wieder, indem wir nun in die Tiefe bis an jenen Bach und den Steg über ihn hinabsteigen müssen, welcher von der Pfandscharte und aus dem vor uns in seinem kurzen Laufe nach Norden aufgeschlossenen Schartenthale als Schartenbach herabstürzt, nicht um in ein anderes offenes Wasser, sondern um in die Eishallen der Pasterze zu münden, aus deren äusserstem Ende er mit dem gesammten Schmelzwasser des riesigen Gletschers vereinigt als die Möll wieder zu Tage tritt. Sind wir einmal über dem Stege, so stehen wir auch in ein paar Minuten vor der Wallnerhütte.

„Doch das soll unser Nachtlager sein?“ rufen wir beim Anblicke der Hütte aus. Ja, sie muss es sein, sonst hätten wir sie nicht dazu gewählt. Ich habe meine Scheu vor dem elenden, theilweise unter ein grosses Felsstück hineingezimmerten Pferch bereits ein anderes Mal bewährt. Ich war bei dem Uebergange von Kaprun über die Pasterze nach zehnstündiger Gletscherwanderung am 2. September 1855 schon gegen Abend an der Hütte eingetroffen, entschloss mich aber, als ich in das Innere getreten war, lieber noch zwei bis drei Stunden weit nach Heiligenblut zu gehen, als hier eine Leidensnacht zuzubringen. Für eine Johannisberg-Expedition ist sie jedoch, weil die Johannishütte nicht gut bewohnbar ist, das unvermeidliche Nachtlager, indem durch ein Uebernachten in ihr gegenüber dem Aufbruche erst am Tage der Expedition aus der einzigen anständigen Nachtstation in der Gegend, aus Heiligenblut, drei kostbare Stunden erspart werden.

Ich verweilte wenigstens so lange als möglich im Freien vor der Hütte. Doch hielt mich hier vor allem das Prachtbild des ganz nahen Absturzes des oberen oder mittleren Pasterzen-Bodens auf den unteren oder tiefsten gefesselt. Jeder Versuch, das Naturschauspiel zu schildern, ist in vornhiuein ein verunglückter. Genug, wenn wir bemerken, dass der Absturz, dessen oberster Theil freilich durch die Vorsprünge der Felsen unterhalb des hohen Sattels verdeckt hier nicht sichtbar ist, nach Franz Keil eine Höhe von beiläufig 800 Wiener Fuss hat, und dass diesen Raum Tausende und Tausende von Eiskörpern von den verschiedensten Gestalten, Vierecke, Pyramiden, Kegel, Vielecke, einnehmen, welche an den Kanten und in den Zwischenräumen in der Regel im herrlichsten Blau oder Grün schimmern, stellenweise in wahrhaft genialer Unordnung sich über einander thürmen, alle zusammen aber eine stark geneigte schiefe Ebene bilden und in ihrer Gesamtverbindung im hohen Grade einem im wilden Sturze nach abwärts in Eis verwandelten riesigen Wasserfalle gleichen. Ja dadurch, dass

der Beginn des Absturzes und die unmittelbar daranstossende Fläche des mittleren Pasterzenbodens nicht sichtbar ist, erscheint der Absturz sogar noch höher als er in Wirklichkeit ist, und wir halten ihn leicht für 1000 Fuss hoch.

Als es dunkel geworden, suchte auch ich die Hütte auf, in der meine Führer schon lange um ein Feuer sassen. Ich würde mich in der dann folgenden Nacht für den glücklichsten Menschen gehalten haben, wenn ich hätte bewirken können, dass sie nicht länger währe als die Zeit, welche ich jetzt dazu benöthige, meiner in ihr ausgestandenen Leiden zu erwähnen. Eine Anzahl kleiner Insecten, Bewohner des Alpenheues, auf dem ich im Hintergrunde des niedrigen Raumes lag, kroch und hüpfte fortan auf meinem Körper herum. Hatte ich es aber dennoch einmal dahin gebracht die Augen zu schliessen, so weckte mich sicher in einigen Minuten das hohle Husten des Sennen der Alpe, eines Hektikers erster Classe trotz irgend eines Residenzbewohners. Die Marter schien mir endlich nicht länger erträglich und ich verliess um halb 2 Uhr Morgens mein Lager.

Auch die Führer waren vermuthlich aus ähnlichen Gründen schon wach und in Kurzem brannte wieder ein lustiges Feuer. Ich hatte mir bald auf die einfachste Weise Holländerthee bereitet und ihn getrunken und auch die Führer waren bald mit ihrem Frühstück fertig, und dennoch sassen wir noch zwei Stunden später um das Feuer, fast beständig schweigend, theils aus Schläfrigkeit, theils aus übler Laune über die Verzögerung unseres Aufbruches, die mir doppelt unangenehm dadurch wurde, dass sie mich gerade in dieser Höhle zurückhielt. Diese Verzögerung wurde aber dadurch veranlasst, dass die Nacht zu dunkel war, um die Hütte verlassen zu können, bevor sich das Tageslicht bemerkbar machte.

Erst um 4 Uhr war die Dämmerung so weit vorgeschritten, dass der Aufbruch möglich wurde. Um  $\frac{3}{5}$  Uhr standen wir auf dem hohen Sattel, auf dem wir einige Minuten verweilten, weil unmittelbar von seinem Fusse weg die Gletscherwanderung beginnen sollte.

Auch heute wollen wir auf dieser Stelle etwas verweilen, um von ihr die Süd- und Westseite des Pasterzenkeeses und ihre Höhenbegrenzung zu besichtigen. Wir werden dort, wo sich in Franz Keils orographisch-physikalischer Karte des Grossglockner und seiner Umgebung, welche in Petermanns geographischen Mittheilungen im Jahrgang 1860 als Tafel 4 veröffentlicht worden ist, von den früheren abweichende Benennungen finden, die Namen Keils annehmen. Denn seine Karte ist die einzige brauchbare vom Glocknergebiet und stützt sich auf so viele und gründliche Forschungen, dass es gewiss besser ist einen oder den anderen Irrthum, den sie allenfalls noch enthält, mit in den Kauf zu nehmen, als durch theilweise Annahme und theilweise Verwerfung ihrer Bezeichnungen eine neue Verwirrung in das durch die Nomenklatur der Gebrüder Schlagintweit hinlänglich verworrene Gebiet des Pasterzengletschers zu bringen.

Wir überblicken vom hohen Sattel mindestens der Hauptsache nach die Länge des Pasterzenkeeses, welche von seinem Ursprunge rechts vom Johannisberg an der Riffel bis an sein Ende nach Schlagintweit 28.937 Pariser Fuss beträgt.

Wir wollen nun dem Laufe des Gletschers entgegen in unserer Betrachtung von seinem Vordergrund gegen seinen Hintergrund vorgehen. Der hohe Sattel, seitdem ihn Se. Majestät Kaiser Franz Joseph besucht hat, auch die Franz Josephs-Höhe genannt, ist ein vorspringender Theil der Freiwand. Diese zieht sich auf der Nordseite des Gletschers theils mit kahlen Wänden, besonders in ihrer oberen Hälfte, theils mit übergrünten Abhängen nach rückwärts. Auf einem der letzteren gewahren wir die Johanneshütte in der Gamsgrube. Auf dem gegenüber liegenden rechten, südlichen Ufer des Gletschers ragt der Glocknerkamm in die Lüfte. In der Richtung gegen den Hintergrund des Gletschers reihen sich an die kleineren Spitzen die Hohenwartshöhe, die Adlersruhe und die beiden Glocknerspitzen an. Die fächerförmige Wand, die auf sie folgt und die bisher die Romariskewand hiess, hat Keil die Glocknerwand genannt. Nun kömmt im Südzuge eine unbenannte Kuppe, dann Keils Romariswandkopf und am Schlusse jene hohe Spitze, welche früher als der Kasten galt, aber nunmehr als der Schneewinkelkopf festgestellt ist.

An ihm nimmt der Hauptkamm der Tauern nach langem Laufe von Westen nach Osten eine Wendung von Süden nach Norden, und dadurch erhält die Pasterze ihre westliche Begrenzung. In der durch diese Wendung gebildeten Ecke ist jene Scharte eingeschnitten, welcher die Herren Schlagintweit fälschlich den Namen Todtenlöcherpass gegeben haben, die jedoch in Wirklichkeit die Oedenwinkelscharte ist.

Zunächst ihr baut sich nördlich der Alleinherrscher im rückwärtigen Pasterzengebiete, der Johannisberg oder Herzogshut auf. Beide Namen führt er erst seit neuester Zeit, den ersteren allgemein gangbaren hat er zu Ehren des Erzherzogs Johann von Oesterreich erhalten, den zweiten wenig gebräuchlichen hat ihm vermuthlich in Folge seiner Form irgend ein schwunghafter Auffinder von Aehnlichkeiten gegeben. Früher hiess er nach Plattls Angabe wegen seiner Lage in Mitte der weiten Keese viel weniger schwunghaft aber viel zutreffender einfach der Keeserkogl.

Gehen wir in die Einzelheiten des Gebietes ein, das mehr weniger zum Johannesberge gehört, so finden wir, dass sich der Tauernkamm in seinem Laufe von Süden nach Norden sogleich von der Oedenwinkelscharte weg zu einem Kopfe erhebt, der gleichsam die erste Terrasse des Grats in seiner Steigung hinan zur Spitze des Johannisberges bildet. Nach einer nicht bedeutenden Senkung von der Höhe dieser Kuppe zieht der Kamm lange und ziemlich steil gegen Norden und erreicht auf der obersten Stelle dieser weit bedeutenderen Erhebung die Höhe der zweiten Terrasse unseres Berges. Diese ganze Erhebung mit ihrem Höhenpunkt bildet unstreitig schon einen Theil des Johannisberges selbst. Auch hier erfolgt eine nur geringe Senkung nach Norden und von ihrem tiefsten Punkte steigt der eigentliche Rücken des Johannisberges auf, erst ausgebaucht und sanft, dann höher oben ziemlich steil, bis er in der höchsten Spitze des ganzen Berges endigt.

Von da an läuft die oberste Kante mit so wenig Senkung nach Norden bis zu einer Stelle, wo sie schnell abfällt, dass durch diese schiefe Ebene zwischen der höchsten Spitze und dem erwähnten Abfallspunkte, da sie von Osten nach Westen gleichfalls einige Schritte Breite hat, ein kleines zur Spitze gehöriges Plateau geformt ist. Auch der weitere Abfall des Berges auf der Nordseite ist sanfter als jener auf der Südseite. Lange zieht er ohne eine eigentliche Erhebung zuerst in allmäliger gerader, dann in etwas stärkerer nach aussen gebogener Neigung

abwärts, bis er etwa in gleicher Höhe mit der Oedenwinkelscharte angelangt ist, wo dann nach einem kurzen flachen Laufe des Kammes wieder eine unbenannte eisige Höhe aufragt.

Rechnet man die Ausdehnung des Johannisberges von der ersten Terrasse im Süden bis zu dem an Höhe der Oedenwinkelscharte etwa gleichkommenden Punkte im Norden, so fällt seine höchste Spitze fast genau in die Mitte seiner Breite. Sehen wir uns die West- und Ostseite an, so stürzt jene mit Eis und steilen Felswänden in den Stubacher Oedenwinkel ab, diese dagegen neigt sich anfangs sehr steil, dann ziemlich gleichmässig und weit sanfter als zuoberst gegen das Pasterzenkees. Noch wissen wir aus der Notiz des Grossglocknerbuches über die Ersteigung aus dem Jahre 1844, dass südöstlich ein Kamm des Johannisberges in die Pasterze vorspringt, und diesen Kamm werden wir bald näher kennen lernen.

Um den Fuss unseres Eiskolosses herum erblicken wir dann die ausgedehnten Firnfelder des obersten Pasterzenkeeses und den Absturz, mit welchem es auf den oberen oder mittleren Boden gelangt. Er endet erst dort, wo am rechten Ufer der kleine, am linken der grosse Burgstall, beides Felserhebungen im Eise, und unter ihnen seinem Namen entsprechend der grosse Burgstall, die bei weitem mächtigere, als die Marksteine des Endes des obersten und Anfanges des oberen Keesbodens mitten aus dem weiten Eismeere aufragen. Von ihnen fliesst dann der obere Boden, der eigentliche flache Gletscher, welcher nach Schlagintweit 9947 Pariser Fuss lang und durchschnittlich 3000 Pariser Fuss breit ist, mit geringer Neigung zu Thal, bis er etwas ausserhalb unseres Standpunktes am hohen Sattel, der ihn etwa um 500 Fuss überragt und nach Schlagintweit 7809 Pariser Fuss, nach meiner Messung jedoch nur 7591 Wiener Fuss hoch ist, an dem uns schon bekannten grossen Absturze sein Ende erreicht.

Es war gerade 5 Uhr, als wir den Gletscher unterhalb des hohen Sattels betraten. Und nun begann die eigentliche Gletscherfahrt. Zuerst überschritten wir den oberen Keesboden schräg in nordwestlicher Richtung, wobei wir uns einen Punkt etwas links vom kleinen Burgstall zum Ziele setzten. Der Gletscher war hier ungemein zerschründet, aber alle Spalten lagen blos, und so konnten wir wenigstens vor dem Einbrechen in Klüfte sicher sein. Vorsicht war jedoch auf dieser Strecke deshalb geboten, weil wir häufig auf der schmalen obersten Kante des Eises, das beiderseits stark geneigt in tiefe Spalten abdachte, hinschritten.

Wir hatten jetzt den kleinen Burgstall in einiger Entfernung zur Rechten und begannen im Raume zwischen ihm und der untersten Erhebung des Glocknerkamms auf den letzten Senkungen des obersten Pasterzenkees aufwärts zu steigen. Eine steile Partie nöthigte uns die Fuss-eisen anzuschallen. Während wir damit beschäftigt waren, bemerkte Plattl und Röderer eine Gemse, die Anfangs auf den Wänden des kleinen Burgstalls herumkletterte und sich dann gegen den Gletscher wandte, auf welchem sie für uns verschwand.

Die beträchtliche Steigung und die nächstfolgenden Abhänge zwischen den beiden Keesböden waren überwunden und nun rollte sich allmählig eine Reihe von Gletscherscenerien der eigenthümlichen Art vor uns auf, alle einander höchst ähnlich den Hauptbestandtheilen nach und doch unter sich himmelhoch verschieden, ohne Ausnahme aber ungemein wirksam durch ihren Charakter ernster Grösse.

Zur Linken erhoben sich die Glocknerspitzen und später die Glocknerwand von unserem Wege an in der bizarrsten Gestaltung ihrer Felswände und ihrer Gletscherabbrüche zu ungeheurer Höhe.

Plattl hat mir für die Felszacken, mit welchen der Glocknerkamm auf die Pasterze herabsteigt, und besonders für jene unterhalb der Glocknerwand den bezeichnenden Namen Teufelskamp genannt. Dort, wo sie aus Chloritschiefer bestehen und ihr grüner Staub die Eismassen bedeckt, gibt es, wenn noch blaue Gletscherabbrüche dazukommen, ganz originelle Bilder.

Anders war die Ausschau nach Norden. Dort sahen wir im Halbbogen vom grossen Burgstalle bis unterhalb des Johannisberges den Absturz des obersten auf den mittleren Pasterzenboden. Nicht so wild wie der tiefere Absturz auf den unteren Boden, gleicht er in seiner Ausdehnung über ein ungleich weiteres Gebiet vielmehr den erstarrten Wogen einer vom Sturme gepeitschten See.

Von benannten Objecten ragt in der Eiswüste auf dem Nordrande des Keeses der Breitkopf, dann der Eiswandbühel und mächtiger als sie, der mittlere Bärenkopf auf, über dem uns schon bekannten grossen Burgstall aber der im Firnmeere selbst liegende hohe Burgstall, welcher in Heiligenblut die Wand genannt wird. Zu ihnen gesellt sich später die vom jenseitigen Abfalle des nördlichen Pasterzenrandes aus dem Fuscherthale herüberblickende hohe Dock mit ihrem abgeplatteten Haupte und ihrem Spiegelbilde, dem westlich an sie gereihten, ihr in den Formen ähnlichen Kopfe. Keil hat geglaubt ihn als den kleinen Bärenkopf bezeichnen zu sollen. Ich würde jedoch für ihn den Namen hintere Dock vorziehen, wo dann der gewöhnlich hohe Dock benannte Berg die vordere hohe Dock sein würde. Dieser Meinung bin ich deshalb, weil nordwestlich von Keils kleinem Bärenkopf ein um etwa 100 Klafter niedrigerer Berg, den Keil unbenannt lässt, auf dem Grenzkamme zwischen Fusch und Kaprun steht, welcher der wahre kleine Bärenkopf zu sein scheint, indem nach der Katastralmappe von Kaprun der kleine Bärenkopf sich in diesem Grenzkamme erhebt, während Keils kleiner Bärenkopf nicht ihm, sondern einem von ihm nach Südosten in das Fuscherthal vorspringenden Aste angehören würde.

Noch westlicher macht sich endlich der auf dem Nordrande der Pasterze selbst aufsitzende vordere Bärenkopf bemerkbar, an dessen Westseite zwischen ihm und der hohen Riffel ich im Jahre 1854 von Kaprun die Höhe der Pasterze betreten habe.

Allein so originell diese Ansichten sind, so waren wir doch bald genöthigt, unsere Aufmerksamkeit von ihnen weg und ausschliessend unserem Wege zuzuwenden. Wir waren über dem kleinen Burgstall auf ganze Felder festen alten Schnee's gekommen, der das Eis mehrere Zoll hoch bedeckte, und da ging es freilich gut. Später jedoch geriethen wir in ein wahres Labyrinth von Klüften. Am ärgsten war es dort, wo die Seitengletscher vom Glocknerkamm auf unserem Wege mit dem Hauptgletscher zusammentrafen. Hier wurde die Zerschürdung stellenweise ganz abscheulich.

Randspalten, Querspalten, Längenspalten, in keine Kategorie einzuschachtelnde Spalten wechselten mit einander ohne Ende ab. Die Strecke unter der Glocknerwand zeichnete sich in dieser Hinsicht besonders aus. Wir befanden uns noch auf ihr und hatten, weil die Klüfte überall blosslagen, uns nicht mit dem Seile zusammengebunden, als eine Schneebrücke, welche schräg zwischen zwei Spalten hinlief, unter meinen Füssen einsank. Zum Glück hatte die Brücke eine tiefere Stufe, auf welcher ich einen Halt

fand. Aber der Boden war so trügerisch und die Kluft zu meiner Linken so tief, dass ich, ohne selbst Versuche zu machen, wieder auf die Höhe zu kommen, Rödeler, der nicht weit vor mir ging, zu Hilfe rief, und erst, als er mir vom festen Ufer seine kolossale Hand reichte, mich wieder in die Höhe schwang. Es besserte sich endlich, als wir im Gebiet des Neuschnee's angelangt waren.

Neue Bilder auf dem Firnmeere hatten sich inzwischen vor uns aufgethan. Die Vereinigung des obersten mit dem mittleren Keesboden erfolgt auf der Südseite des Keeses, auf der wir wanderten, zwischen dem kleinen Burgstall und dem Johannisberg, nicht so gewaltsam wie jenseits zwischen dem Johannisberg und dem grossen Burgstall, wo sich besonders der Zufluss von der hohen Riffel am Johannisberg ungeberdig in die Tiefe drängt.

Die diesseitigen Scenen waren also mehr die Darstellung einer schief geneigten Eisebene, mit den verschiedensten Formen ihrer Thäler, Hügel und Kämme aus Eis. Grosse Klüfte im Firn bewiesen, dass auch hier der Boden trügerisch sei, und lagen ihrer mehrere neben einander, so konnte man gewiss sein, dass sie derselben Höhle angehören, über welcher nur hie und da Eismassen ausgespannt sind.

Die eigenthümlichste Erscheinung bildet eine mächtige Eiserhebung, welche, wenn man eine gerade Linie vom kleinen Burgstall auf den Johannisberg zieht, etwa in halber Entfernung zwischen beiden, auf der Ostseite scharf abgeschnitten aus den Firnfeldern wie ein gewaltiges Kastell aufragt und von ihrem Fusse weg eine ungemein breite und sehr lange Spalte in südöstlicher Richtung entsendet. Zuerst schien sie mir eine selbstständige Spitze zu sein, aber welche? Der Johannisberg war es sicher nicht und andere Kuppen gibt es in dieser Gegend nicht. Der Zweifel behob sich, als wir noch ein Stück höher gekommen waren und nun erkannten, dass wir nur den senkrechten Abfall eines nach rückwärts zu ganz regelmässig mit dem höheren Firnfeld verbundenen Eiskörpers früher vor uns gehabt hatten.

Je höher wir kamen, desto tiefer wurde der Neuschnee und desto mühsamer die Wanderung. Wir befanden uns in einem Thale. Denn zur rechten Hand stieg jener Kamm des Johannisberges, welcher von dem Höhenpunkte der zweiten Terrasse auf seiner Südseite sich südöstlich auf die Pasterze herabzieht und über den die Expedition im Jahre 1844 ihren Weg genommen hat, in einer gegen seine Wurzel zu begreiflicher Weise immer grösseren Höhe auf, links erhob sich noch fortwährend der Glocknerkamm über uns. Wir waten fort und fort im Neuschnee und hielten uns, weil mehr nach rechts das Schneethal seine grösste Tiefe und sicher auch den meisten Schnee hatte, um nicht noch tiefer waten zu müssen, möglichst nahe an den Abhängen der linken Seite und des Schneewinkelkopfes, welcher in der Höhe manche kecke Felsenpartie trägt.

Die Landschaft war die denkbar winterlichste. Wir sahen jetzt schon die Oedenwinkelscharte mit dem Felsen, der nach Plattls Angabe hart an ihrem Abfalle gegen den Oedenwinkel liegen sollte, hielten sie, wie fast jedesmal auf Schneefeldern, auf welchen kein Zwischenpunkt dem Auge zum Massstabe der Entfernung dient und die reinere Luft unser gewöhnliches Augenmass irreführt, für näher als sie in Wirklichkeit war, langten jedoch endlich um halb neun Uhr an ihr an.

Der höchste Punkt der Scharte befindet sich auf dem Keese, das sich von ihm noch einige Klafter weit gegen den Oedenwinkel allmählig senkt, bis es theils in südwestlicher Richtung mit einer Schneeschlucht steil abfällt, theils höher oben an dem schon erwähnten Felsen endigt, von dem der scharfe Absturz auf den Oedenwinkel thatsächlich beginnt.

Ich pflanzte auf der höchsten Stelle mein Barometer auf und folgte Plattl mit nicht geringem Interesse zu dem Felsen, von welchem man nach seiner Behauptung in das Stubachthal sehen sollte. Ich hatte nämlich in meiner, in den Jahrbüchern der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1857, abgedruckten Abhandlung „Wanderungen auf dem Glocknergebiete“, bloss auf die Autorität einer alten Karte und der Aussicht vom Schafbühel in Stubach hin die Ansicht ausgesprochen, Schlagintweits Todtenlöcherpass müsse die Oedenwinkelscharte sein, und war jetzt begierig zu erfahren, ob ich mich nicht doch geirrt habe.

Ich war jedoch sogleich beruhigt, denn der erste Gegenstand, der mir an dem Felsen in nordwestlicher Richtung in das Auge fiel, war der isolirt stehende kleine Kegel des Schafbühels, von dem ich früher in südöstlicher Linie unsere Scharte gesehen hatte.

Hier muss ich bemerken, dass ich bereits im Heraufsteigen zur Scharte wiederholt das Bedenken geäußert hatte, dass der mehrfach besprochene südöstliche Kamm des Johannisberges wirklich der beste Weg auf die Spitze dieses Berges sei, und obgleich Plattl behauptete, man könne von unserer Scharte unmittelbar auf dem Hauptkamme nördlich ansteigend seine Höhe erreichen, blos darum bis in die südwestliche Ecke des Firnmeeres vorgedrungen war, weil ich die Identität des Schlagintweitschen Todtenlöcherpasses mit der Oedenwinkelscharte constatiren und ausserdem hier als an dem dazu geeignetsten Orte die Wendung der Tauernkette nach Norden und den westlichen Beginn des Glocknerkammes kennen lernen wollte.

Eben so wie die erstere Frage gelöst wurde, erlangte ich auch den gewünschten Einblick in die Verbindung des Glocknerkammes mit dem Tauernkamme.

Denn alle jene Hochspitzen, welche über dem tiefgelegenen Oedenwinkel von Osten bis Westen im Dreiecke, dessen Spitze sich im Süden befindet, aufragen, lagen in der Nähe vor mir da; auf der anderen Seite der Scharte fast südlich von ihr der Knotenpunkt der beiden Kämme, der Schneewinkelkopf, von ihm nordwestlich schon im Tauernzuge das hohe und schlanke Eiskögele und wieder nordwestlich von ihm der hohe Kasten.

Ich erkannte nun vollständig, dass es ein Irrthum ist, wenn der letztere Berg bisher immer als Markstein an der Trennung des Glocknerkammes angenommen worden ist, indem diese Abzweigung am Schneewinkelkopf stattfindet und der hohe Kasten entschieden im Tauernzuge und, wie gesagt, nicht einmal unmittelbar, sondern erst als die zweite Spitze neben dem Schneewinkelkopf sich erhebt. Noch weiter gegen Nordwesten hinausgeschoben steigt der Medelzberg empor, auf welchen nordwestlich die Höhe des Kaiser Tauern folgt, die man jedoch von der Scharte nicht sehen konnte.

Im ferneren Nordwesten von der Scharte bauten sich dann inmitten ihrer weiten Eisfelder die Gletscherberge über dem südwestlichen Hintergrunde des Stubachthales auf, der Granatkogel, Bärenkopf, Sonnblick, der

Landeckkogel und der Bärenkogel in der nordwestlichen Ecke des Dorferalpenthales, dessen auf dem Tauernwege sichtbarer Gletscher das schönste blaue Eis unter allen mir bekannten österreichischen Gletschern hat. Selbst ferne Gletscher gegen den Venediger zu und wie Röderer behauptete, der Venediger selbst, waren sichtbar. Da aber auf allen diesen fernen Bergen dichter Nebel lag, konnte sie Röderer eben so wenig als ich mit Sicherheit erkennen.

Das Barometer gab mir die Höhe der Scharte mit 10.050 Wiener Fuss wogegen die Gebrüder Schlagintweit für ihr Firnmeer des Pasterzengletschers an den Todtenlöchern worunter jedoch nach der Karte und der Tafel II des Werkes „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen“ nur die Oedenwinkelscharte verstanden sein kann, die Höhe mit 10.340 Pariser Fuss fanden.

Um 9 Uhr wurde dann zur eigentlichen Ersteigung des Johannisberges aufgebrochen. Plattl hatte sich hinlänglich überzeugt, dass man von der Scharte nicht gerade auf die Spitze steigen könne. Wir erkannten jetzt alle den alten Weg vom Jahre 1844 als den besten an und als unsere Aufgabe, irgendwo auf den uns bis zum Ueberdrusse bekannten südöstlichen Kamm hinaufzukommen. Das konnte nur über die etwas nach vorne gegen die Pasterze zu liegenden Abhänge auf der nördlichen Seite des Schneethales, durch welches wir zur Scharte gewandert waren, geschehen. Denn der Abfall des Hauptkammes nach Süden unmittelbar auf die Scharte und selbst jener in das Schneethal des südöstlichen Kammes an seiner Wurzel ist zu steil, um hier die Abhänge betreten zu können. Desshalb konnten wir auch nicht einmal von der Scharte weg schräg über sie zu den gangbaren Partien der Neigung des Kammes nach Süden gehen. Wir mussten also, um zu den letzteren zu gelangen, eine Strecke weit der Tiefe des Schneethales folgen, und die dadurch gebotene Leistung gehörte wegen der Höhe des hier liegenden Neuschnees zu den allerermühsamsten.

Als wir die Abhänge betreten hatten, fanden wir auch dort reichlichen Schnee. Es handelte sich nun darum, ob wir die Höhe des Kammes weiter nach auswärts, wo er niedriger ist, natürlich mit grösserem Umwege, oder mehr rückwärts, also näher der Scharte, wo er sich noch nicht so sehr gesenkt hat, begreiflicherweise nach einem stärkeren Aufwärtssteigen zu erreichen suchen sollten. Wir entschlossen uns für die zweite Alternative, weil wir uns bloss um nicht etwas mehr aufwärts steigen zu müssen die Unannehmlichkeit des Schneewatens durch einen Umweg nicht noch verlängern wollten.

Wir arbeiteten uns so rasch empor als es der Schnee gestattete. Auf der Kammhöhe angelangt erblickten wir sogleich vor uns die breite östliche und die südliche Ausdehnung des Johannisberges, links aber die Fortsetzung unseres Kammes bis zu seinem Ursprunge an der zweiten Terrasse der südlichen Erhebung.

Offenbar begann nun der letzte Theil unserer Aufgabe: wir hatten auf dem Johannisberge selbst zu seiner Spitze emporzuwatzen und zu klettern. Das gab freilich noch ein tüchtiges Stück Arbeit! Wir trafen ungemein grosse Klüfte an, die umgangen werden mussten. Oft liefen sie in solcher Nähe und in einer solchen Stellung zu einander zusammen, dass es unmöglich schien zwischen ihnen einen Ausweg zu finden. Röderer fing an vom Nichthinaufkommen zu sprechen: Plattl und ich

protestirten gegen derlei Aeusserungen. Aber auch der entschlossene Theil der Gesellschaft erlebte wiederholt Täuschungen. Wir sahen hinauf bis zu dem Punkte, wo sich über einer breiten Kluft, gleichsam als letzter Aufsatz des Berges, seine oberste Pyramide erhebt, zählten bis dorthin drei grosse Klüfte und meinten „die werden uns auch nicht aufhalten können“; kaum waren wir jedoch wieder ein Stück aufwärts gekommen, so gewahrten wir eine neue höhere Mulde des Firnbodens, die uns früher eine tiefer unten liegende verdeckt hatte, und in ihr eine oder mehrere ungezählte riesige Spalten. Ein paar Klüfte waren so breit, dass die ganze Länge unseres Seiles von etwa 10 Klafter nicht von einem Ufer zum andern zu reichen schien.

Auch das Einbrechen in den Schnee war, obgleich nicht so arg wie tiefer unten, doch immerhin noch lästig. Zu allem Ueberflusse wurde ich im gewohnten Bergschritte auf eigenthümliche Weise beirrt. Wir waren am Seile, Plattl vorne, ich in der Mitte, Röderer rückwärts. Nun stieg Plattl ungemein rasch und ich wurde desshalb durch das Seil häufig vorwärts gezogen, Röderer ging viel langsamer als ich, und so war das Seil zwischen uns stets gespannt und ich war bisweilen förmlich im Gehen aufgehalten. Dieses Paralysiren meiner Muskelthätigkeit wurde mir endlich geradezu unangenehm und jetzt brachte ich freilich durch ein entschiedenes Kommandowort einen gleichen Schritt in die Kolonne.

Ueber jene Kluft vor der letzten Erhebung, die eigentliche Firnkluft, kamen wir ohne Schwierigkeit, weil sie sich ganz gut nach links umgehen liess. Allein in seinem obersten Theile, der nun so ziemlich von Südosten erstiegen werden musste, überraschte uns der Johannisberg durch eine Steilheit, die man ihm von der Ferne gar nicht ansieht. Ich glaube, dass das letzte Stück zur Spitze eben so gut einen Neigungswinkel zwischen 30 bis 40 Grad hat wie die kleine Glocknerspitze, nur dass die steile Erhebung auf dem Johannisberge nicht so hoch ist wie auf dem Glockner.

Um 11 Uhr betraten wir nach glücklicher Besiegung aller Hindernisse die höchste Spitze. Wir kennen sie von der Schilderung der Physiognomie unseres Berges her als ein Plateau, das sich sanft nach Norden neigt, wo es dann plötzlich steil abbricht.

Jeden, der nicht so spezielle Zwecke verfolgt haben würde wie ich, hätte der Blick von der Spitze trostlos gemacht. Die Befürchtungen, die der ringsum ziehende Nebel und der verdächtige Wind schon auf dem hohen Sattel in uns erweckt hatten, waren gegründet. Ueberall auf den Höhen lagerten Wolkenmassen und ein Unwetter war bevorstehend. Wir hatten gar keine Fernsicht, sogar das nahe Wiesbachhorn war nicht einmal auf Augenblicke sichtbar und der Grossglockner hatte sich in dicke Nebel gehüllt.

Selbst aus der Umrahmung der Pasterze sah ich nur die hohe Riffel, dann den Nordrand im Zuge vom vorderen Bärenkopf über die schöne Pyramide des mittleren Bärenkopfes, über welcher die schwarze Wand des grossen Bärenkopfes sich erhob, während auch seine Spitze in Wolken lag, bis zum Fnscherkarkopf und Siniwellek. Vom Glocknerkamm waren nur der Schneewinkelkopf und die unmittelbar an ihn grenzenden Eishöhen zu sehen. Im hohen Grade interessant war der Ueberblick des obersten Pasterzenkeeses, des Firnmeeres der Pasterze, das in seiner ganzen

Breite, nach Schlagintweit von 8000 bis 12.500 Pariser Fuss, den Raum um den Fuss des Johannisberges herum einnahm.

Dafür war der obere Pasterzenboden und das Möllthal nur in unsicheren Umrissen zu unterscheiden.

Ich bedauerte um den Genuss der Fernsicht zu kommen, machte mich jedoch unverdrossen an die übrigen Aufgaben. Zuerst wurde die Barometermessung vorgenommen, meines Wissens die erste des Johannisberges, der auch trigonometrisch nicht gemessen ist. Ihr Resultat ist eine Höhe von 11.166 Wiener Fuss. Dann suchte ich die Frage zu lösen, ob ein Uebergang auf die Pasterze aus den südlich vom Glocknerkamme liegenden Thälern möglich sei, und gewann die feste Ueberzeugung, dass diese Frage verneint werden müsse. Denn der Glocknerkamm fällt auch vom Glockner westlich bis zum Schneewinkelkopfe so steil auf die Pasterze ab, dass von ihm auf sie herabzusteigen nirgends räthlich wäre.

Die Zweifel über den Knotenpunkt des Tauernkammes und Glocknerkammes waren glücklicherweise schon auf der Oedenwinkelscharte behoben worden. Hier hätte ich sie nicht mehr beseitigen können, denn es gab jetzt für mich eben so wenig einen Kasten als ein Eiskügele, auch auf sie hatte sich der Nebel gelegt.

Rücksichtlich des Höhenverhältnisses der Spitzen auf der Pasterze dagegen erkannte ich unzweifelhaft, dass der Schneewinkelkopf den Johannisberg noch um ein geringes überragt; dafür sinkt die Riffel und der Nordrand im Vergleiche mit unserem Standpunkte tief herab, mit Ausnahme des Fuscherkarkopfes, welcher, wenn auch demselben nicht ebenbürtig, sich doch ihm gegenüber ehrenvoll behauptet. Der hohe Bärenkopf würde, da er noch höher ist als der Fuscherkarkopf, eine zweite Ausnahme gemacht haben; wie ich schon bemerkt habe, war jedoch seine Spitze nicht nebelfrei und ich konnte also über ihn nicht urtheilen.

Um noch darüber in das Klare zu kommen, an welchen Stellen ausser über die Bockarscharte, dann zwischen dem vorderen Bärenkopf und der Riffel und allenfalls über die Oedenwinkelscharte das oberste Pasterzenkees von den jenseitigen Thälern aus erreicht werden könne, musterte ich den Kamm so genau als möglich. In diesem Punkte hat mich denn die Betrachtung der Neigung gegen Stubach und den Oedenwinkel auf die Meinung gebracht, dass aus ihnen und zwar zwischen der Riffel und dem Johannisberg an den hier gelegenen Todtenlöchern auf den Kamm zu gelangen sei. Einen weiteren gangbaren Pass auf die Pasterze konnte ich jedoch nirgends ausfindig machen.

Schliesslich untersuchte ich die Ersteigbarkeit des Johannisberges von der Nordseite und bin zu dem Resultate gekommen, dass er von der Riffel weg ohne zu grosse Gefahren wegen der Klüfte erstiegen werden könne, wenn man sich nur immer thunlichst an den westlichen Rand der Pasterze hält.

Während ich diese Beobachtungen machte, verwandelte sich der feine eisige Regen, welcher begonnen hatte, als wir noch über die oberste Erhebung aufwärts stiegen, in ein gelindes Schneien. Als es dazu auch zu donnern anfang, meinte Röderer, zuletzt könne es uns noch wie dem Führer gehen, der vor Kurzem auf einer Glocknerfahrt vom Blitze getroffen wurde. Da dieser Führer nur betäubt worden war ohne

weiteren Schaden zu nehmen, so erwiderte ihm der entschlossener Plattl sogleich, wenn ihm nicht mehr als dem geschehe, so läge ihm nicht viel an einem solchen Streifschuss, und fügte bei, er sei übrigens der Ansicht, dass, wenn Jemanden schon der Blitz treffen soll, er ihn überall, nicht nur auf dem Johannisberg treffe. Wir plauderten so und tafelten noch eine Zeit lang auf dem Johannisberg, wobei uns das Schneeplateau der Spitze als Sitz und als Tisch für unsere Vorräthe diente. Nur der Umstand, dass kein Wind ging, liess es zu, dass wir trotz einer Temperatur von nur  $+ 0^{\circ}$  und trotz des Schneiens eine volle halbe Stunde auf der Spitze aushalten konnten. Und selbst nach einer halben Stunde trieb uns hauptsächlich blos die Sorge vor stärkerem Regen fort.

Ich hatte den Führern eingeschärft auf dem Rückwege wo möglich unsere alten Fusstapfen vom Heraufsteigen nicht zu verlassen, um bei dem Unwetter thunlichst schnell vom Gletscher hinwegzukommen, was nur geschehen konnte, wenn wir die Klüfte an demselben Orte übersetzten, wie auf dem Heraufwege und nicht genöthigt waren erst die Uebergangspunkte zu suchen. Von dort an, wo wir von der Oedenwinkelscharte auf den oftgenannten vom Johannisberg südöstlich auf das Pasterzenkees hinablaufenden Rücken heraufgelangt waren, musste eine neue Bahn gebrochen werden, weil wir nun diesem Kamme in der Richtung gegen Heiligenblut bis zu seinem untersten Ende folgten. Da brachen wir denn auch wieder viel im Neuschnee ein, besonders im tieferen Theile und als wir das Schneethal quer überschritten, um an die Abhänge des Glocknerkammes und zu unseren alten Spuren zu kommen. Plattl leistete als Vordermann das Ausserordentlichste und schritt so rasch und sorglos, ohne auch nur ein einzigesmal mit dem Bergstock zu untersuchen, ob nicht Klüfte unter dem Schnee verborgen lägen, abwärts, dass ich ihn endlich ermahnte vorsichtiger zu sein. Er meinte aber, er gehe allein und ohne Seil auch nicht viel anders, um so mehr könne er es mit dem Seile und in Gesellschaft thun.

Wir waren schon ziemlich lange stets in unseren Fusstapfen fortgegangen als der Regen, der eine zeitlang ganz aufgehört hatte, mit einiger Heftigkeit wieder begann. Besonders für mich war diese Witterungsver schlimmerung sehr unerfreulich. Wir befanden uns eben zwischen den schlimmsten Klüften, hatten auf dem schneefreien Gletscher unsere Spuren wiederholt verloren und mussten, wie mir vorkam, häufiger als auf dem Heraufwege über breite Klüfte springen. Ich konnte aber mit einem langen und schweren Plaid und dem Barometer auf dem Rücken unmöglich einen gewagteren Sprung machen, und gab daher, so oft ein solcher nothwendig war, das Plaid jedesmal dem Führer. In Folge dieser Manipulation fühlte ich bei meiner im übrigen sehr leichten Kleidung bald die Nässe auf der Haut. Das war jedoch auch die grösste Unannehmlichkeit auf unserer Heimfahrt, und um  $\frac{3}{4}$  auf zwei Uhr, also in neun Viertelstunden von der Spitze des Johannisberges langten wir bei der Johannishütte an, nachdem wir durch 10 Stunden nicht vom Eise weggekommen waren.

Als sich bald darauf die Nebelschichten hoben, welche seit ein paar Stunden über der Heiligenbluter Gegend gelegen waren, erkannte ich, dass ich auch diesmal, wie 14 Tage früher auf dem Hochalpen spitz, Glück im Unglück gehabt hatte.

Denn das ganze Gebirge nördlich von Heiligenblut war bis tief herab gegen das Thal weiss von dicht gefallenem Schnee und Hagel.

Wie wir später erfuhren, hatte sich insbesondere ein tüchtiges Ungewitter über die Pfandscharte nach Pinzgau hinüber gezogen, während wir auf dem Keese nur mit einem, wenn auch ausgiebigen Streifregen bedacht wurden. Obgleich nicht lebensgefährlich wäre es doch höchst beunruhigend für uns gewesen inmitten der weiten arg zerklüfteten Eisfelder des obersten Pasterzenbodens in ein starkes Hochgewitter zu gerathen.

An der Johannishütte freute ich mich wie immer über das köstliche Wasser der dortigen Quelle, von dem ich reichlich genoss. Um 4 Uhr waren wir wieder bei der Wallnerhütte und trafen nach 6 Uhr in Heiligenblut ein. Ich habe nie recht erfahren, wie lange Plattl und Röderer in der nun folgenden Nacht beim Schnaps beisammen geblieben sind. Sie verdienten aber auch eine ausgiebige Ergötzung nicht bloss wegen der Entbehrung, die ich ihnen auferlegt hatte, und der Anstrengungen des Tages, sondern noch vielmehr wegen ihrer Haltung auf der Bergreise, welche bei beiden, vorzüglich aber bei Plattl, eine ausgezeichnete war.

Ich füge hier bei, dass die auf dem Rückwege gemachten Barometermessungen für die Johannishütte eine Höhe von 7768 W. F., für die Wallnerhütte von 6672 W. F. ergaben, und dass nach einer Messung, die ich am folgenden Tage vornahm, Heiligenblut, der Ausgangs- und Endepunkt unserer Bergreise, 4035 W. F. hoch liegt.

Zum Schlusse aber muss ich noch einmal auf die Notiz des Glocknerbuches zurückkommen, mit der ich diese Skizze begonnen habe.

Es ist mir nicht bekannt geworden, dass einer der Ersteiger des Johannisberges vom 11. September 1844 auch den Grossglockner bestiegen hat, ja ich muss, nachdem das Glocknerbuch keine Nachricht über eine Glocknerreise eines dieser Herren enthält, annehmen, dass dies in der That nicht der Fall ist. Sie kannten daher insgesamt die Aussicht vom Glockner nicht.

Hätten sie dieselbe gekannt, so hätten sie die Rundschau vom Johannisberg auch sicher nicht mit ihr verglichen. Ich habe das Panorama von der Spitze des Grossglockners nur unvollständig, jenes vom Johannisberg so viel als gar nicht genossen. Wenn man aber, wie ich, die Fernsicht des Grossglockners auch nur in den Hauptumrissen kennt und weiss, welche Partien aus ihr man vom Johannisberge wegen der Höhe des Glocknerkammes und theilweise auch der Berge auf dem Nordrande der Pasterze nicht sehen kann, so fühlt man sich verpflichtet trotz der richtigen Bemerkung in jener Notiz, dass manche Gegenstände vom Johannisberg, weil nicht so sehr aus der Vogelperspective wie vom Grossglockner gesehen, sich besser ausnehmen, jedem, der bloss der Aussicht halber eine grosse Bergexpedition machen will, anzurathen, den Grossglockner und nicht den Johannisberg zu ersteigen.

Hat dagegen Jemand Interesse für eine eigentliche Gletscherwanderung, so wähle er den Johannisberg vor dem Grossglockner. Er trifft auf der Gletscherfahrt vom hohen Sattel bis auf die Spitze des Johannisberges weit mehr als bei einer Glocknerbesteigung im reichsten Masse jene Erscheinungen der Gletscherwelt an, welche den wissenschaftlichen Forscher zu belehren, jeden aber, der einen offenen Sinn und Verständniss für die Grösse der Natur hat, durch ihre in den Mitteln so einfache, in der Wirkung so grossartige Erhabenheit zur Bewunderung hinzureissen vermögen.

---